This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

21503
G B
F 52 f

Keep this book Clean.

Do not tur[illegible] the leav[illegible]

1. Labor — Germany.

B.C

S.
53
SF.

G B
752 f

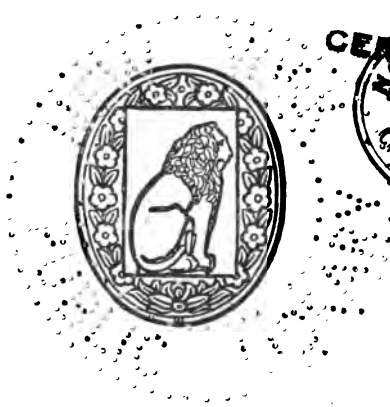
AN
(Fischer, K.)
Fischer.

Notes Rec'd
4/18/32
W.W

Carl Fischer

Aus einem Arbeiterleben

Skizzen



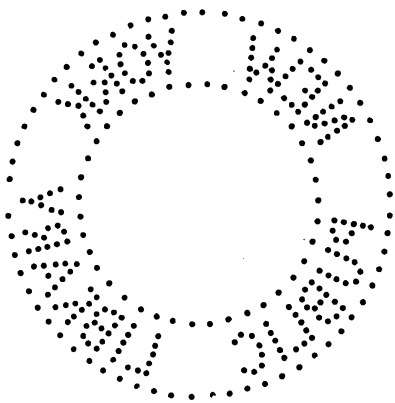
York Public Library
CENTRAL COLLECT
444 AMSTERDAM AVE.
CIRCULATING DEPARTMENT

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena und Leipzig 1905

E N.

PUBLIC LIBRARY
605981 A

Von dieſem Buche wurden 20 Abzüge auf echt Bütten zum Preiſe von fünf Mark für das Exemplar hergeſtellt, in Leder gebunden und handſchriftlich numeriert.



G B
F 52 f
32544.

Vorwort

Die nachstehenden Skizzen sind einzelne Reststücke aus dem umfangreichen Manuskript der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen Carl Fischers, die im Laufe der letzten zwei Jahre in gleichem Verlage erschienen sind. Obwohl an Gehalt dem Inhalt der veröffentlichten beiden Bände kaum nachstehend, konnten sie dort wegen Raummangels nicht mehr Platz finden. So sollen sie in diesem kleinen Büchlein zusammengefaßt in die Oeffentlichkeit gehn und werden hoffentlich — im Interesse ihres Verfassers — ebensoviele Leser finden, wie die beiden vorhergehenden Bücher. Einige dieser Skizzen sind bereits in Zeitschriften dieses Jahres veröffentlicht worden: Nr. 5 in der „Neuen Rundschau", Nr. 1 und 6 in den „Sozialistischen Monatsheften", Nr. 2, 3 und 7 in der „Christlichen Welt." Jede von ihnen ist durchaus für sich verständlich und charakteristisch. Doch wird derjenige, der die zwei Bände der Denkwürdigkeiten kennt, sie mit Leichtigkeit an die richtigen Plätze dort hineinordnen.

Eine Ausnahme macht allein das letzte Stück, Meisterstand. Dies ist mehrere Jahre vor den Denkwürdigkeiten entstanden. Es ist die überhaupt erste schriftstellerische Arbeit Carl Fischers, die er als mittlerer

TRANSFER FROM C. O.
MAR 1932

Fünfziger geschrieben hat. Sie ist hier mit veröffentlicht, nicht als ob Fischer schon so sehr als ein literarisch Großer erschiene, daß nichts aus seiner Feder verloren gehn dürfte, sondern aus einem psychologischen Grunde: weil man an diesem Stücke Zeile für Zeile zu erkennen vermag, wie eine dichterische, schöpferische, wenn auch durchweg ungeübte Kraft trotz dieser ihrer Ungeübtheit ihres Stoffes dichterisch Herr wird. Man schaut hier fast die eigenartige Potenz wirksam, die eine Sache erst zum Kunstwerk umgießt. Will man diesen Vorgang einmal in naturwissenschaftliche Begriffe zu fassen versuchen, so besteht er wohl darin, daß die Kraft des Dichters die einzelnen Bruchstücke eines Ereignisses so aneinanderschiebt, bald loser, bald enger, bald kürzer, bald ausführlicher, daß Lagerungsverhältnisse dieser einzelnen Bestandteile zu einander entstehn, die sich gegenseitig tragen, inhaltlich steigern und schließlich das Ganze so auftürmen, daß dadurch der Eindruck eines Geschlossenen, Lebendigen und Neuartigen im Leser erweckt wird. So entstand hier ein Stück naivster und doch moderner Epik, ein Beispiel von poetischem Naturalismus, das an ein kleines, feines Pleinairbildchen aus dem modernen Arbeiterleben erinnert.

P. G.

Die Ausgewiesene

The New York Public Library
ST. AGNES BRANCH,
444 AMSTERDAM AVE.
CIRCULATING DEPARTMENT

Auch in Düsseldorf bin ich einmal gewesen, und habe da drei Tage an der dortigen Rheinbrücke gearbeitet. Dann kam Hochwasser und machte uns arbeitslos. Dann wollte ich in Neuß, an der Strecke nach Düren, anfangen. Aber auch da gefiel es mir nicht. So beschloß ich, nach Vohwinkel zu fahren, wo der Bahnhof vergrößert werden sollte. Aber ehe ich fort konnte, mußte ich erst noch meinen Paß von der Polizei in Neuß holen. Da war es noch zu früh dazu, und so ging ich langsam noch einmal nach der Arbeitsstelle an der Rheinbrücke, um mir das Hochwasser anzusehen, und kehrte zurück und ging nach der Polizei, um meinen Paß zu holen. Da stand im Schreibzimmer hinter dem langen Schreibtisch einer, der hatte einen Polizeirock an, war aber kein Polizeidiener, denn er hatte auf jeder Achsel etwas Gelbes, der fragte mich, was ich wollte. Da sagte ich, daß ich meinen Paß holen wollte. Den hatte er bald gefunden und besehen, und ich erwartete die Frage, wo ich hin wollte, aber statt dessen fragte er mich, ob ich die Steuer schon bezahlt hätte. Aber Steuer hatte mir bisher nie jemand abverlangt, und wußte gar nichts davon und hatte mich nie darum gekümmert; da erschrak ich sehr,

weil ich weiter kein Geld hätte, als die fünf Silbergroschen Fahrgeld nach Vohwinkel, und ich schwieg und schüttelte mit dem Kopfe. Da sagte er: „Da bezahlen Sie nur erst die Steuer, es beträgt vierzehn Silbergroschen.“ Ach Herr du meines Lebens! Wo sollte ich das Geld hernehmen? Da bekannte ich, daß ich kein Geld hätte, da sagte er: „Na, die Steuer muß bezahlt werden, das wissen Sie doch!“ Da stand ich eine Weile stumm und überlegte, und dann sagte ich ihm, daß ich vom 1. Januar bis 1. März in Krefeld im Krankenhause gewesen wäre, und daß es in meinem Paß drin stände, und daß ich hier an der Rheinbrücke drei Tage gearbeitet, und daß uns das Hochwasser vertrieben hätte, und daß ich dieserhalb gezwungen wäre, abzureisen, weil ich kein Geld hätte. Aber er ging mit keinem Worte darauf ein, sondern rief schmauzig: „Na, denken Sie vielleicht, daß ich die Steuer aus meiner Tasche bezahlen soll?“ Da stand ich eine ganze Weile ratlos und wußte mir nicht zu helfen, bis ich endlich schweigend das Zimmer verließ, um hinaus auf die Straße zu gehen, und ging wieder nach der Rheinbrücke zu. Und hätte schon längst auf dem Wege nach Düsseldorf sein müssen, um den Zug zu erreichen, und war schon zu spät. Und war schier verzweifelt und kehrte nach etwa einer Stunde wieder zurück zur Polizei so hilflos wie zuvor, und wußte nicht, was ich sagen sollte.

Als ich das Zimmer wieder betrat, da stand vor dem Schreibtisch ein Fräulein und trug einen schönen Hut und einen langen Wintermantel, und hinter ihr auf

einem Stuhl an der Wand stand eine große schöne gepackte Reisetasche, und hinter dem Schreibtisch saß der Steuerverlanger und schrieb, und ich konnte wohl sehen, daß das Fräulein darauf wartete, und ich wollte nicht stören und schwieg und wußte ohnehin nicht, was ich sagen sollte. Währenddem kam ein schlanker Mann in mittleren Jahren herein und schien seiner Kleidung nach gerade nicht weit her zu sein und trug einen gelbbraunen nachlässigen Anzug und hatte den Rock zugeknöpft, aber nicht bis unter das Kinn, und hatte gar keine weiße Wäsche an und auch keinen Ueberzieher und ein ernstes Gesicht und tat ganz ungeniert und setzte sich seitwärts dem Schreibtisch auf eine kleine Bank an der Wand, vielleicht deswegen, weil er uns von der Seite und von vorn sehen wollte, und nicht von hinten, und sah nicht aus, als ob er viel zu sagen hätte, und sah dennoch so aus. Da war mir die Sache sehr zuwider vor den Leuten, und tat mir bitterlich leid, daß ich gestern Abend der Wirtin das Geld gegeben hatte und nicht schlauer gewesen war. Da hatte der Polizeiherr das Geschriebene fertig und überreichte es dem Fräulein, und sie ging damit durch eine halb offen stehende Verbindungstür in das Nebenzimmer, in welches ich aber nicht hinein sehen konnte, weil die Tür zu weit nach vorn am Fenster war. Da dachte er wahrscheinlich, ich hätte das Geld geholt, und sah mich an und fragte: „Na, wie ists, wollen Sie nun bezahlen?“ Da kam das Fräulein wieder zurück und hatte ein Stück Papier oder einen Schein in der Hand und trat vor den Tisch und blieb neben mir stehen und

überreichte ihm den Schein, da sagte ich ziemlich hart, weil ich mich vor den Leuten nicht aufs Bitten verlegen wollte: „Das wollte ich wohl, wenn ich Geld hätte! Wo soll ich mir denn hier Geld verschaffen, wo soll ich es denn hernehmen?“ Da rief er barsch: „Das ist Ihre Sache!“ Da sagte ich: „Ich muß meinen Paß haben, ich will nach Vohwinkel, da schreiben Sie das in den Paß hinein, daß ich die Steuer nicht bezahlt habe, da kann ich die Steuer in Vohwinkel bezahlen, aber jetzt habe ich kein Geld und muß fort.“ Da rief er schnauzig und entschieden, und ich konnte daran hören, daß es sein letztes Wort war: „Ihren Paß kriegen Sie, wenn Sie die Steuer bezahlen, und wenn Sie nicht bezahlen, dann bleibt Ihr Paß hier!“ Da merkte ich, wie das Fräulein neben mir den Kopf ein wenig wandte und mich einen Augenblick lang von der Seite ansah, dann fragte sie kurz: „Was macht denn die Steuer?“ Da sagte er: „Vierzehn Silbergroschen.“ Da sagte sie: „Ich wills bezahlen“ und drehte sich um, ging nach der schönen Reisetasche und schloß sie auf und nahm ein Portemonnaie heraus und hatte klein Geld und legte vierzehn Silbergroschen auf den Schreibtisch, und während dem hatte er den Schein gestempelt, und als sie das Portemonnaie wieder in ihrer Reisetasche verschlossen hatte, gab er ihr den Schein zurück, und sie ging damit sogleich wieder eilig durch die offene Tür ins Nebenzimmer. Da nahm er das Geld fort und fragte mich, wo ich hin wollte, und machte meinen Paß fertig, und ich stand da wie behext und war noch verlegener, als vorher, aber auf

andere Art. Denn ich mochte gar nicht daran denken, ohne meinen Paß nach Dohwinkel zu fahren und mich wider die Obrigkeit zu setzen, und meinte, ich legte Feuer an die ganze Welt und müßte selber zuerst darin verbrennen, wenn ich ohne meinen Paß nach Dohwinkel fahren wollte. Aber von diesem ganzen Elend hatte mich schnell und unverhofft das Fräulein erlöst, und der Mann hatte das Geld gekriegt, aber dafür mußte ich mich nun bei ihr bedanken, und war eine schlimme Sache. Denn die paar Worte, die ich ihr etwa zum Dank sagen konnte, kamen mir gar geringe und verächtlich vor für die Hilfe, die sie mir geleistet hatte, und hätte ihr viel lieber was geholfen, als was gedankt, wenn ich nur gewußt hätte, was. Da hatte der Steuerneintreiber meinen Paß fertig und stand auf und reichte ihn mir zu über den Tisch weg; da saß der Mann auf der kleinen Bank an der Wand und hatte ein Knie über das andere geschlagen und das oberste hatte er mit den Händen umschlossen, da beugte er sich vor und fragte ihn respektvoll: „Was ist denn das für eine?“ Da sagte der Polizeiherr, während er in den Papieren, die auf dem Tische lagen, herumkramte: „Das ist eine Putzmacherin, die wohnte hier bei ihrem Bruder, einem Schlosser; die soll hier ausgewiesen werden.“ Da sahen wir ihn alle beide groß und erstaunt an, und der Mann fragte so sinnig wie ernst: „Ausgewiesen?“ Und setzte sogleich scharf und respektwidrig hinzu: „Na, und nun bezahlt sie für den die Steuer?“ Aber der Polizeiherr antwortete nicht, sondern statt der Antwort stand er hinter dem Tisch und

ſah keinen mehr an und machte eine Figur, die war verwunderlich anzuſehen. Denn er war groß und ſah vor ſich nieder und hatte krumme Ellbogen gemacht und die Oberarme an ſich gezogen und hielt nach beiden Seiten die Hände offen hin, als ob man ihm in jede Hand noch einmal vierzehn Silbergroſchen legen ſollte, und legte den Kopf erſt auf die eine Seite und dann auf die andere und zuckte erſt die eine Achſel langſam hoch und dann die andere und verſchob den ganzen Oberkörper und hatte die ganze Amtsmiene verloren und machte ein Geſicht, als ob ihn einer zum Lachen zwänge, der ihn heimlich mit einer heißen Zange zwickte, und hatte den Mund geöffnet, als ob er was ſagen wollte, ſagte aber nichts, als wenn er wohl fremde Sprachen gelernt hätte, aber ſeine eigene nicht reden könnte.

Ach, du lieber Himmel, wie war mir da zu Mute, als ich das gehört hatte, und war gleich voller Teilnahme und Mitleiden und war ordentlich froh darüber, daß ſie wahrſcheinlich auch verlegen wäre und daß ich ihr ohne Zweifel irgend wie etwas helfen könnte, und müßte mich unbedingt bedanken und mit ihr ſprechen. Da ſtand ich noch und hatte meinen Paß ſchon in der Taſche und ſah nach der halb offenen Tür, durch die ſie gegangen war, und wartete, daß ſie zurückkehrte, und mochte ihr nicht nachgehen ins Nebenzimmer und hielt es für das Allerheiligſte, wo erſt der richtige Macher darin ſäße, der das Ausweiſen beſorgte. Da mochte ich da nicht länger ſtehen, ſondern wollte ſie lieber draußen vor der Tür auf der Straße erwarten

und ging hinaus ohne Gruß. Aber ich war zunächst noch selber gar übel daran, weil ich gar kein Geld hatte außer dem Fahrgeld, und hatte mir gestern Abend alles genau ausgerechnet, was ich heute zu tun hatte. Da mußte ich nach meiner Rechnung gleich nach Mittag in Vohwinkel sein, wenn alles an der Arbeit war, da konnte ich hoffen, Bekannte zu treffen, Schachtmeister oder Arbeiter, die mir entweder mit Quartier oder mit ein paar Groschen Geld aushalfen, denn eher konnte ich freilich nichts zu essen kriegen. Aber nun hatte ich wegen der Steuergeschichte schon längst den Zug versäumt, mit dem ich fahren wollte, und hätte jetzt schon in Düsseldorf sein müssen, und wenn ich den nächsten Zug ebenfalls versäumte, dann war ich ganz und gar verratzt. Da stand ich nun und wartete und hörte alle Viertelstunden die Uhr auf dem Turm schlagen, und wollte kein Mensch aus der Tür herauskommen, weder der Mann noch das Fräulein; und stand wie auf Kohlen und bedachte jetzt erst, was ich ihr eigentlich helfen wollte. Es konnte sein, daß sie dieselbe Strecke fahren wollte, wie ich, da hätte ich ihr wenigstens die große Reisetasche bis nach Düsseldorf auf den Bahnhof tragen können. Aber da hätte sie nun gleich kommen müssen, sonst versäumte ich den Zug; und dann konnte sie mir nur gleich auch was zu essen kaufen, das ging gar nicht anders, und hätte ihr noch mehr Geld gekostet, aber das war mir schließlich auch einerlei, wenn sie nur gekommen wäre. Aber da hatte ich fünf geschlagene Viertelstunden gewartet, da war das Ausweisen noch nicht getan, da konnte ich

keine Viertelſtunde mehr zugeben, wenn ich den Zug nicht verſäumen wollte, da wartete ich noch eine Weile und dann ging ich über den Platz bis nach der Straßenecke, wo ich die Tür noch ſehen konnte, und blieb wieder ſtehen und wartete; da ſchlug die Uhr ſchon wieder, da war kein Beſinnen mehr, entweder — oder. Da ging ich um die Ecke und eilig aus der Stadt und beging die Straße nach Düſſeldorf. Und bedachte, was das Fräulein wohl von mir denken möchte, weil ich ſo ſpurlos verſchwunden war, ohne mich zu bedanken, und daß ſie ſich keine andere Vorſtellung von mir machen könnte, als falſche, und fiel mir bald ein Vers ein, den einmal meine Tante vorgeleſen hatte aus einem Buche:

Undank iſt das größte Laſter,
Das ſagt immer unſer Paſter.

Und ich kam in mächtigen Aufruhr mit mir ſelber und wäre gewiß wieder umgekehrt, wenn ich nur etwas Geld gehabt hätte.

Aber da ſpürte ich auch mächtigen Hunger, da nahm ich das Fünfgroſchenſtück in eine Hand, und mit der anderen durchſuchte ich alle meine Taſchen, denn es war mir ſchon vorgekommen, daß ich Geld in der Taſche hatte, wovon ich nichts wußte. Da fand ich wirklich was, aber als ich es beſah, da war es ein Zweipfennigſtück, dafür konnte ich mir in Düſſeldorf nicht einmal ein Brötchen kaufen. Da erhob ich wütend den Arm und ſchleuderte mit aller Macht die zwei Pfennige ſeitwärts in den Chauſſeegraben. Aber im ſchnellen Gehen hatte ich gegen einen Nummerſtein geworfen, da ſprang das Geldſtück zurück und lag mir

vor den Füßen, da schleuderte ich im Gehen gewaltig mit der Fußspitze dagegen und traf gut, das flog im Bogen vor mich hin; ich war aber noch keine zehn Schritte weiter gegangen, da lag das Zweipfennigstück wieder zu meinen Füßen. Da stutzte ich und kam etwas zur Besinnung und bückte mich und hob es wieder auf und steckte es wieder ein. Aber es machte mir wenig aus, und ich war davon nicht satt, und gedachte, wie ich dem Neußer zu Gefallen heute den ganzen Tag hungern müßte, und wie sie den Armen da erst schuldig machen, und nachher kann er gehen oder wird ausgewiesen. Da kam ich nach Oberkassel und an den Rhein und ging über die Schiffbrücke. Da war Gedränge von vielen Leuten, die hinüber gingen und herüber kamen, da sah ich gar nicht auf, sondern bloß immer, wie ich schnell vorwärts kam, um den Zug nicht zu versäumen; da war die Brücke zu Ende und ich kriegte eben etwas Platz, da drängelte mich einer sanft, aber beständig zur Seite, und als ich aufsah, da war es ein Gendarm, und da stand ich schon vor einer kleinen Bude, die hatte ich gar nicht gesehen, daran hingen oben und an den Ecken kleine Täfelchen und stand mit großer Schrift darauf: 2 Pfennig. Da mußte ich Brückengeld bezahlen und gab erschrocken das Zweipfennigstück hin. Herr des Himmels, wenn ich das nicht gehabt hätte, da hätte ich müssen das Fünfgroschenstück wechseln und konnte nicht mit nach Vohwinkel kommen!

Da vergaß ich auch meinen Hunger und ging immer hastiger durch die Stadt, bis ich den Bahnhof erreichte,

und ging geradeaus, und nicht erſt ins Bahnhofsgebäude, und kam durch eine offen ſtehende Gittertür gleich auf den Bahnſteig und konnte alles ſchnell überſehen. Da ſtand gerade mir gegenüber ein Zug, aber im zweiten Geleiſe, und der ganze Bahnſteig war menſchenleer. Da war auch nicht einer, der mitfahren wollte, bloß an der Ecke des Gebäudes ſtand in meiner nächſter Nähe ein Dienſtmann. Da trat ich ſchnell heran und fragte: „Iſt das der Zug nach Vohwinkel?“ Und als er gleich Ja ſagte, da wollte ich ſchnell ins Gebäude, um mir die Fahrkarte zu holen, da ſetzte er noch hinzu: „Der hat aber keine vierte Klaſſe!“ Da kriegte ich noch einmal einen ſchauderhaften Schreck, aber da war kein Beſinnen, denn ich ſah wohl, daß der Zug jeden Augenblick abfahren konnte. Aber an einem Wagen ſtanden noch ein paar Türen los, und der Schaffner daneben; da lief ich über den Bahnſteig und ſprang über das erſte Geleis und nach dem Schaffner hin, der mir gleich ein paar Schritt entgegenkam, und ſagte entſchloſſen: „Schaffner, ich will mit nach Vohwinkel, aber ich habe bloß fünf Groſchen.“ Da rief er ſchnell und barſch, mit dem Daumen auf die offene Tür zeigend: „Na, da ſteigen Sie nur ein, wenn Sie nach Vohwinkel wollen!“ Aber beſſer hat mir in meinem ganzen Leben kein Anſchnauzen gefallen, als dieſes von dem Schaffner, und ich ſtieg ſchnell ein, und ſogleich klappte er die paar Türen zu, und währte es nur noch einen Augenblick, da fuhr der Zug ab, und war nicht anders, als ob ſie bloß auf mich gewartet hätten. Da war ich in einem Wagen

dritter Klasse und sah über die Zwischenwände hinweg, daß der ganze Wagen leer war, und war ganz allein in meiner Zelle und konnte mich ungestört hinsetzen, um mich von meinem letzten Schrecken etwas zu erholen. Da steckte bald der Schaffner seinen Kopf durchs Wagenfenster und sagte: „Auf der nächsten Station werde ich Ihnen ein Retourbillet zuschustern, im Fall etwas passieren sollte, aber ich glaube es nicht.“ Da nickte ich mit dem Kopfe, da verschwand er wieder. Da holte ich mein Fünfgroschenstück aus der Tasche, damit ich es parat hätte, und gleich nach der Abfahrt von der nächsten Station reichte mir der Schaffner durchs Fenster ein Billet zu, da nahm ich mit einer Hand das Billet und mit der andern gab ich ihm das Geld. Dann war ich wieder allein und kriegte rechte schöne Gedanken.

Im Hoſpital zu Kempen

So war ich denn zum zweiten Mal in Kempen im Hoſpital. War auch ſchön, daß ich ja weiter nicht krank war. Ich hatte eine ſtarke Quetſchung an der Hand, brauchte nicht im Bett zu liegen, konnte jeden Morgen bei Zeiten aufſtehn, und war nicht allein, ſondern waren noch mehr Kranke da, 5—10 Mann, und konnten alle des Morgens aufſtehn. Und wenn alles aufgeſtanden war und ehe die Schweſter den Kaffee brachte, kam ſie herein und ſtellte ſich an die Tür und ſprach das Morgengebet und vor dem Mittag- und Abendeſſen ebenfalls. Und die Kranken waren außer mir alle katholiſch und kannten die Gebete und beteten mit, und den meiſten ging es wie mir: ſie hatten wenig Schmerzen, aber konnten nicht arbeiten.

Aber wiewohl ſie alle katholiſch waren, konnte ich doch nach und nach merken, daß ſie kein Haar beſſer oder frömmer waren, wie andere Leute. Die Krankenkleidung beſtand aus einer Tuchhoſe und einer blauen Tuchjacke, und während dem Beten muſterten ſie gewöhnlich aufmerkſam ihre Kleidung, die Aermel und die Beine und die Knöpfe an der Jacke, und wenn ſie eine Spur von einem Federchen oder Stäubchen oder ein Fleckchen entdeckten, da ſuchten ſie es eifrig zu ent-

fernen und waren dabei gar nicht verlegen. Die Schwester verrichtete das Gebet immer stehend, aber die Kranken, wenn es ans Beten ging, da machten sie es sich allemal bequem, und ob sie gleich vorher gestanden hatten, war es ihnen beim Beten zu anstrengend. Des Morgens waren sie wohl zum Beten alle da, weil sie auf den Kaffee lauerten, aber des Abends und besonders Mittags da fehlten gar oft welche; nicht zum Essen, da waren sie pünktlich da, aber beim Beten, da fehlten sie. Und obgleich sie doch genau die Hausordnung wußten, da kroch der eine hier herum, und der andere da. Wenn dann die Schwester, wie gewöhnlich eilig, kam, einige Minuten vorher, ehe sie den Tisch decken wollte, um das Gebet zu sprechen, da hat sie mich öfter als einmal bloß ganz allein angetroffen, und wiewohl sie wenig dazu sagte, war ihr das allemal ärgerlich, denn ihre Zeit war doch gemessen, und hatte doch mehr zu tun, als etwa bloß zu beten; dann lief sie und suchte die Kranken und mußte sich gedulden, bis sie so pöapö ankamen; aber oft konnte sie nicht alle finden, aber bald darauf, zum Essen, da waren sie alle da, und die Schwester schalt zwar nicht, aber sie hielt es den Umgängern all und jedesmal vor und sagte: „Sie waren nicht da zum Beten, wo sind Sie denn gewesen, ich habe Sie gesucht!“ Dann waren sie in der Stube gewesen bei den Spittelmännern, oder auf dem Hof oder im Kuhstalle, oder hatten sich die Schweine besehn oder sonst was, und oft setzten sie sich gleich an den Tisch und gaben der Schwester gar keine Antwort.

Am Hoſpital befand ſich auch eine kleine Kapelle, wohin man mit wenig Schritten über einen kleinen Gang gelangte, da hielt der Geiſtliche jeden Morgen um 8 oder 9 Uhr die Meſſe ab, und die Kranken waren gehalten, wenn ſie auf den Beinen waren, jeden Morgen der Meſſe beizuwohnen. Das wußten ſie ganz gut, und auch wenn die Meſſe anfing. Aber wenn die Schweſter nicht jeden Morgen zur rechten Zeit kam, um daran zu erinnern, daß es Zeit wäre, da verpaßten ſie die Meſſe und kamen nicht hin, wiewohl ſie ſonſt nichts zu verſäumen hatten. Eines Morgens kam die Schweſter und ſagte: „Die Meſſe fängt gleich an!“ Und als die andern da weggingen, ſagte ſie etwas verloren zu mir: „Sie können auch mitgehn, es ſchadet Ihnen nicht.“ Davon war ich überzeugt und tat der Schweſter gern den Gefallen, und ſchloß mich eilig an den Hintermann an, weil ich keinen Beſcheid wußte. Da bin ich wohl acht bis zehn Mal hintereinander jeden Morgen mit in die Meſſe gegangen und ſah wohl immer, wenn welche fehlten, aber das letzte Mal ſaß bloß ein einziger neben mir; da war ich ängſtlich, daß ich einmal ganz allein daſäße, und daß es mir leicht in der Kirche ſo gehen könnte, wie kürzlich mit der Schweſter, wo ich ganz allein da war zum Beten.

Dann war es einmal an einem Sonnabend, wo der ſchlimmſte Arbeitstag der ganzen Woche für die Schweſter war. Da trat mittags eilig die Schweſter in die Tür und fing ſogleich an, das Gebet zu ſprechen. Aber ich war wieder allein im Zimmer; ich konnte die Gebete längſt auswendig, denn ich hörte ſie ja jeden

Tag dreimal, nur mitbeten konnte ich nicht, denn zwar nicht die Schwester, aber die Kranken sagten ihre Gebete so schnell her, daß ich es nicht beschreiben kann und mich sehr darüber verwundern mußte. Da blieb ich stehn, wo ich stand, und war unverlegen, und jedesmal, wenn die Schwester schwieg, fuhr ich fort, das Gebet weiter zu sprechen, und umgekehrt, und kamen glatt und ohne Fehler bis zu Ende, und freute mich darüber, und hatte die Schwester nicht in Verlegenheit gebracht, und brauchte mich nicht vor ihr zu schämen, daß ich nicht beten könnte. Aber als der Tisch gedeckt war, da kamen sie an und setzten sich umher auf die Stühle, wo sie gerade standen, und als das Essen kam, da sahen sie die Schwester an und taten, als ob sie auf das Beten warteten, aber die machte ihnen ein finsteres Gesicht, und sagte diesmal keine Silbe, und ging schweigend weg; aber der Oberin hatte sie es gesagt, und als wir am Essen waren, da kam die an, da sagte die ihnen Bescheid, wie schön sie das kleidete, daß die Schwester mit mir allein hätte beten müssen. Aber das Vaterunser beteten sie gar nicht aus, sondern nach der siebenten Bitte sagten sie schon Amen, und hörte sich immer so an: Sondern erlöse uns von den Uebelamen. Aber dafür beteten sie es desto öfter.

Einmal kam einer ins Hospital von auswärts, der hatte sich vordem ein Bein gebrochen, und war schlecht geheilt und ging auf Krücken; da holte ihm die Schwester einen Lehnstuhl und setzte sich und zeigte der Oberin den Schaden, da sah man, daß der lange Schenkelknochen nicht passend unter dem Knie befind-

lich war, ſondern das obere Ende ſtand ganz nach vorn heraus und ſah häßlich aus. Da ſagte die Oberin: „So kann ichs aber auch!“ Und als der Doktor kam und das Bein ſah, da fragte er, wer das kuriert hätte, da ſagte es der Mann, da ſagte der Doktor: „Dem ſollte man ja das Handwerk verbieten!“ Da bückte er ſich und beſah ſich den Schaden genau und murmelte: „Ja, jetzt ſehe ich es wohl, das iſt aber auch grade an einer ſehr ſchlechten Stelle!“ Und erhob ſich und ſagte laut und reuig: „Na da habe ich ihm Unrecht getan.“

Dann kam nach einigen Tagen ein junger großer vollſtändiger Mann ins Hoſpital, der hatte ſich den Daumen verletzt, und hat ſich da eine Woche oder wie lange aufgehalten. Der war nett und weltgewandt und mochte vielleicht ein unverheirateter Handwerksmeiſter ſein, und war ſicher aus Kempen, denn der Doktor und die Schweſter kannten ihn gut und behandelten ihn reſpektvoll. Aber der Mann mit dem Beinbruch war nicht katholiſch und ſaß immer in gedrückter Stimmung auf ſeinem Lehnſtuhl, und eines Tags ſaß neben ihm ein Schwindſüchtiger, der auch nicht bettlägerig war, und ſo unterhielten ſich beide. Aber der Proteſtant hatte das Beten nun auch ſchon öfters angehört, und mochte ihm ſonderbar vorgekommen ſein mit dem Vaterunſer, und ſagte vorſichtig zu dem Schwindſüchtigen: „Bei Euch iſt das Vaterunſer anders als bei uns.“ Dieſe Bemerkung hörte der Meiſter aus Kempen und trat ſogleich mit der Antwort für den Schwindſüchtigen ein und ſagte: „Nein, das iſt nicht wahr, in wiefern denn?“ Aber der Pro-

testant hatte sich diesen Gegner wohl nicht vermutet und schwieg. Da sagte der Kempener freundschaftlich: „Sagen Sie mir das doch einmal, wieso ist das Vaterunser bei uns anders?“ Da erhielt er die Antwort: „Sie sagen immer: Zukomme uns dein Reich.“ Da sagte er entschieden: „Ja, das ist ganz richtig so, so heißt es; na, und was denn nun noch mehr?“ Da sagte der Protestant: „Bei uns ist es noch länger, da geht es noch weiter, da heißt es zuletzt noch: Denn dein ist das . . .“ Weiter kam er nicht, denn hier unterbrach ihn der Kempener, als ob ihm das eben einfiele, und legte den Kopf zurück und rief langsam, und überlegen und geringschätzig aus: „Ach sooo; sooo; da hängt die Kraft noch drahne; ooo nuh ja.“

Da war auch ein Tischler, mäßig von Statur und von Alter, der besuchte uns einige wenige Male auf unserm Krankenzimmer, der hatte immer eine schmutzige blaue Latzschürze vorgebunden und ging immer mit einem Gehstock, und gehörte wahrscheinlich zu den Spittelmännern, die da von der Stadt aus verpflegt wurden, und sah aus wie einer, der Haus und Hof versoffen hatte, und war immer voller verhaltenen Grimms und tat immer so, als ob er da ungerecht behandelt würde, und schalt auf die Schwester. Und eines Tags besuchte er uns auf unserer Stube, und bekam draußen auf dem Gange Streit mit der Schwester und schnauzte sie an; da ging sie schweigend weg, und er trat schimpfend in unser Zimmer. Aber da kam eine andere Schwester, die konnte besser zu Worte kommen, denn sie hatte den Feldzug mitgemacht und war mit in

Böhmen geweſen und wußte mit ſolchen Kunden beſſer umzugehn, und ſagte ihm gut Beſcheid, und daß er zuſehn ſollte, daß er hier bliebe, ſonſt könnte er auch wo anders hinkommen. Da antwortete er wütend und ſtoßweiſe, daß er das nicht bekäme, was ihm zuſtände und was er verlangen könnte; aber als er nichts mehr wußte und ſchwieg, da ſagte die Schweſter: „O, man ſieht Ihnen keine Not an, Sie ſehen ganz gut aus!“ Und weil er dazu ſchwieg, ging ſie wieder weg. Da trat er aufgeregt an mich heran und ſagte heiſer mit unterdrückter Stimme und ſtoßweiſe: „Mich ſo zu behandeln, ich wills ihnen zeigen, die Fratzen, ſolcher Schwindel, von der Jungfrau geboren, pfui!“ und ſpuckte dabei aus. Solcher Art waren dazumal manche Kranken in Kempen.

Alſo war ich mitgegangen in die Kapelle zum Gottesdienſt, und gelangten aus dem Gange gleich auf das Chor, und ſetzten uns, und unten in der Kirche ſaßen die Schweſtern, ſoweit ſie abkommen konnten, und noch wenige andere Leute. Da war ich nach langer langer Zeit zum erſten Mal wieder in einer Kirche, und war mir tröſtlich, daß mir der Geiſtliche nichts zu ſagen und zu befehlen hatte, weil ich nicht katholiſch war, und brauchte ihn nicht zu ſcheuen und mich davor zu fürchten, wie in meiner Jugend, und die Schweſter hatte mich doch hingeſchickt, und vergaß die ganze Welt, und fühlte mich da unabhängig und in voller Freiheit, und war mir bald ſo herzlich wohl, viel wohler, als wenn ich zu Hauſe bei Vater und Mutter geſeſſen hätte, und mag ſicherlich bald

wieder so dagesessen haben wie früher in der Schule. Und es störte mich nicht, daß ich von dem Gottesdienst nichts verstand, sondern es machte mich nur desto andächtiger. Aber zum Schluß sprach der Geistliche deutsch, und betete ungefähr die nämlichen Wechselgebete mit uns, wie die Schwester im Krankenzimmer, aber kurz vor dem Schluß sagte er mit zu Herzen gehender, flehentlicher Stimme: „Lasset uns beten für unseren heiligen Vater den Papst Pius den Neunten!“ Da murmelten die Kranken sogleich ein kurzes Gebet, und wieder so schnell, daß ich nicht das Geringste davon verstehen konnte. Dann war bald die Messe aus; wir standen auf und gingen wieder nach unsern Krankenzimmern, die beide durch eine Tür verbunden waren. Ich ging in das hinterste, ich wollte allein sein und war ernst und zufrieden gestimmt. Da lagen eine Anzahl alter Bücher zum Lesen, meist Lebensbeschreibungen von Heiligen, davon nahm ich eins und setzte mich; es gefiel mir gut. Ich habe sie dann im Verlauf der Zeit wohl alle gelesen, aber die Kranken mochten sie alle schon kennen, und benutzten sie nicht.

Von da ab ging ich wie gesagt jeden Morgen mit in die Messe, hörte immer das Nämliche, und jeden Morgen ließ der Geistliche die Fürbitte für den Papst wiederholen, ich hätte sie gern erlernt, aber es war mir nicht möglich, das schnell verworrene Gemurmel zu verstehen. Nur die letzten vier Worte habe ich verstanden: „Alle deine Feinde fallen.“ Diese Worte machten mich stutzig und trugen dazu bei, daß ich

ſchließlich nicht mehr in die Meſſe ging. Ich war unruhig in meinem Geiſt, und zog mich zurück und bedachte, was mich dieſe Worte und dieſe Fürbitte anging, und wie ich mich dazu ſtellen wollte. Da beſann ich mich zuerſt, was ich von dem Papſte wußte; da hatte ich früher in der Reformationsgeſchichte allerlei davon geleſen und war ziemlich bekannt mit dem Papſt Leo dem Zehnten, aber mit weiter keinem, und von Hörenſagen wußte ich wenig. Vater und Mutter hatten davon nicht geſprochen, aber von der Schule aus wußte ich noch, daß der Papſt den Kalender hätte in Ordnung gebracht. Aber das war alles lange her und das letzte, was ich davon gehört hatte, das war im vergangenen Sommer geweſen. Da war mein Arbeitskollege Mücke eines Abends ins Städtchen gegangen, hatte ſich einen neuen Kittel gekauft, war eingekehrt und hatte die Zeitung geleſen; als er wiederkam, erzählte er uns die Neuigkeiten und ſagte unter anderm auch ganz beſtimmt: „Der Papſt geht krachen!“ Seitdem hatte ich nichts wieder davon gehört, und kam zu dem Ergebnis, daß ich den Papſt Pius den Neunten gar nicht kennen täte und er mich auch nicht. Da nahm ich mir die Worte vor: „Alle deine Feinde fallen!“ Aber es war nicht klar, was für Feinde gemeint waren: des Papſtes Feinde oder die Feinde Gottes. Da nahm ich gleich das Schlimmſte an: nämlich Gottes Feinde, und bezog dieſe vier Worte auf mich. Da war ich ganz ohne Zweifel Gottes Feind, denn er hatte mich, ungerechnet die andern Male, ganz allein bloß im vergangenen Jahre drei Mal

fallen lassen, und war jedes Mal auf Tod und Leben gegangen, und ich erschrak gar sehr. Aber darnach stellte ich mir vor, daß das ganz natürlich zugegangen wäre: beim ersten Male hätte ich besser aufpassen sollen; denn das war mir schon früher mitunter vorgekommen, daß sich die Erdwand hinter dem Keile lostrennte, aber da hatte ich es früh genug gesehn, und konnte zurückgehn; dieses Mal aber, als der Schachtmeister dabei stand, da hatte ich bloß immer wie besessen auf den Keil losgeschlagen, und mich gar nicht dabei umgesehn, sonst wäre ich sicherlich früh genug gewahr worden, was los war, und hätte nicht zu fallen brauchen. Und das zweite Mal hätte ich mir die Hälfte Schnaps verwahren sollen auf die Feiertage, da wäre ich auch nicht gefallen; und das dritte Mal, da hätte ich nicht müssen so eilig sein, weil es schon dunkelte, und sollte auf dem unebenen Wege langsamer gehn, da wäre ich nicht gestürzt. Danach betrachtete ich mir die Fälle von der andern Seite und ob sie nicht ganz gut wären gewesen, weil ich von dem letzten Falle war ins Krankenhaus gekommen, wo ich zwar nichts verdiente, aber bei dieser Winterszeit schön warm saß, und ging mir vielleicht besser, als den armen Brüdern, die im Spätherbst abgereist waren. Und wenn ich am Weihnachtsabend nicht mit der schweren Schwelle gefallen wäre, da hätte ich mich die Feiertage angezogen und wäre in die Stadt gegangen, und hätte von den dritthalb Talern, die ich noch in der Tasche hatte, wahrscheinlich das allermeiste verzehrt. Aber als mir beim ersten Falle gar

nicht einfallen wollte, wozu es gut geweſen wäre, da bedachte ich, daß ich nicht recht geſcheit wäre, und erſchrak davor, daß ich den lieben Gott ausforſchen wollte, und nahm mir vor, in Zukunft doch nur ja um Gottes willen recht vorſichtig zu ſein.

Alſo war es viel gewiſſer, daß ſie bei der Fürbitte die Feinde des Papſtes im Sinne hatten, denn Gott läßt die Seinigen ja ſchon ſo wie ſo fallen, wenns Zeit iſt, und beſorgt alles von ſelber. Da nahm ich gleich wieder das Schlimmſte an, und daß ſie mich mit dieſen Worten auch ſchmähen täten, weil ich nicht katholiſch war, und ärgerte mich, und wunderte mich nicht mehr darüber, daß ich immer gefallen war. Und hielt es für ein argliſtiges Gebet und wollte nichts damit zu tun haben.

Da verlangte mich nach der Bibel, aber ich konnte keine finden, und mochte nichts ſagen, und es war fatal. Da mußte ich mich beſinnen, was ich auswendig gelernt hatte, und hatte Zeit und ein gutes Gedächtnis; da erinnerte ich mich bald an viele Sprüche, und fand, was ich ſuchte, und lautete: Liebet eure Feinde. Dieſes ſchien mir der richtige Spruch zu ſein, da beſann ich mich weiter nicht und nahm mir ſogleich den ganzen Vers ordentlich vor. Alſo wenn ich dem Papſte ſein Feind war, da mußte er mich auch lieben, aber wenn der Papſt mein Feind geweſen wäre, da hätte ich ihn lieben müſſen; und wenn ich dem Papſt geflucht hätte, da mußte er mich ſegnen, aber wenn der Papſt mich haßte, da hätte ich ihm wohltun müſſen; und wenn ich den Papſt beleidigen oder verfolgen täte,

da mußte er für mich bitten, aber wenn der Papst mich beleidigte oder verfolgte, da mußte ich für ihn bitten; und wenn wir das etwa nicht tun wollten, da waren wir auch nicht Gottes Kinder. Und ich gedachte an Christum, wie er noch vom Kreuze herab gesagt hatte: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun. Und an Stephanum, und wie er seinen Feinden ihre ganze Geschichte vorgehalten hatte von Anfang an, und hatte ihnen wiederum nach rechter Prophetenart Bescheid gesagt, und wurde überschrien und sie hielten sich die Ohren zu, und stießen ihn aus der Stadt und steinigten ihn; aber zu allerletzt hat er noch laut gerufen: Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht! und stimmte ganz genau mit meinem Spruche. Da kriegte ich die ganze Beterei da in den Magen, und waren auch gar keine richtigen Tischgebete, und bedachte, daß ich doch bald wieder aus dem Spital heraus und an die Arbeit müßte, und was ich da nachher für Umstände kriegen könnte mit dem Papst, so ich doch keine Zeit mehr dafür hätte mich darum zu bekümmern. Da kam mir der rechte Vers in den Sinn: Alles aber, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen, das ist das Gesetz und die Propheten. Und wünschte weiter nichts, als daß mich der Papst und die ganze Geistlichkeit sollten zufrieden lassen, und sich um sich bekümmern; und wollte hingegen wiederum herzlich gern den Papst und die Geistlichkeit zufrieden lassen, und mich garnicht damit befassen, auch nicht mit ihren Feinden, und wollte schon allein zusehen, wie ich zu Falle käme. Und ich kam mit der Sache ins

Reine, und war froh, daß es so gut stimmen täte, und ging wieder über zur Tagesordnung.

Der Geistliche im Spital war noch jung, aber nicht zu jung und besuchte uns nicht selten, wohl jede Woche ein Mal, im Krankenzimmer und war umgänglich und gesprächig, kriegte sich manchmal einen Stuhl, stellte ihn mitten ins Zimmer, setzte sich, verweilte ein wenig und sprach mit den Kranken; aber man scheute nicht, wenn er kam, und wenn er wieder ging, da ging er, aber man war deswegen nicht froh. Und ich legte mein Lesebuch schon gern so lange offen auf den Tisch, wie er blieb, aber ein paarmal langte er sich das Buch und sah nach, welchen Heiligen ich grade vorhatte, und legte bald das Buch wieder zurück und wußte gleich Bescheid, und kannte sich gut damit aus. Einmal erzählte ihm ein Kranker etwas weitläufig, wie er im Frühjahr war an 15 Taler Geld gekommen, und hätte das Geld verwenden wollen, aber hätte sich besonnen und hätte es nach der Sparkasse gebracht; da belobte er den Kranken, daß er weislich gehandelt hätte, und setzte hinzu: „Denn man weiß wohl, was man hat, aber nicht, was man kriegt.“ Aber zu mir hat er nichts von Bedeutung gesagt, gar nichts, aber scharf gemustert hat er mich, aber das haben mehr Leute getan, und kommt darauf nicht an, einer mehr oder nicht, aber wenige davon haben so gescheit ausgesehn, wie der Kaplan in Kempen.

Im Hospital waren sechs Schwestern, aber ich habe sie niemals alle beisammen gesehn, nicht einmal in der Messe, die Hälfte davon waren meist immer in der

Stadt bei Kranken beschäftigt, oder mußten Nachtwachen tun, und kamen bloß bei Tage zurück, um etwas zu schlafen. Nur einige wenige Male, wenn ihrer mehr beisammen waren, spät Nachmittags, da konnte man sie im Zimmer der Oberin schön singen hören. Aber das kam selten vor, und ob sie auch sonst wohl heiter waren, hatten sie im Hause viel zu tun. Weiß auch nicht wie sie alle geheißen haben, aber die Oberin hieß Schwester Auguste, und war die richtige Krankenmutter. Da waren auch einige Schwindsüchtige, und einer davon sah besonders schlecht aus, da war ich draußen, als der Doktor wegging, da hörte ich, wie ihn an der Haustür die Oberin bat, er möchte doch für den einen was tun, aber der Doktor sagte: „Ja Schwester, was soll ich dafür tun? Das sind schwindsüchtige Leute, geben Sie ihnen, was sie haben wollen, weiter kann man nichts dafür tun.“ Und da war Schwester Agnes. Das war unsere Schwester, die war immer im Hause und ging nicht in die Stadt; und war die nämliche, die mich schon im Sommer einmal behandelt hatte, und war ziemlich still und sprach wenig mehr als nötig, und war von ernstem Aussehen, und war von früh bis spät die richtige Magd im Hause und war immer eilig, und tat mir ihretwegen leid, daß ich nicht mehr wollte in die Messe gehn, und war ängstlich, daß sie mir ihren Ratschlag wiederholen würde, aber sie hat keine Silbe wieder davon gesagt. Denn ich war nicht mehr so neutral gegen sie, wie ich im Sommer gewesen war, und freute mich, wenn sie mir etwas sagte, oder wenn ich ihr

konnte gefällig ſein. Dazu fand ſich oft Sonnabends gute Gelegenheit, wenn die Schweſter unſere Stuben ſcheuerte; da gingen die Kranken alle weg, da ſtand der alte ſchwere maſſive Tiſch, den ſollte ich der Schweſter helfen wegrücken, aber ich hatte in meiner rechten Hand noch keine Macht, da kroch ich unter den Tiſch, nahm das Bieſt auf den Kopf und trug ihn vor nach der Tür, da kam mir die Schweſter vor, als wenn ſie wirklich wieder einmal gelacht hätte; da hatte ſie Platz genug und konnte weiter ſcheuern ſo lange, bis ich den Tiſch wieder an ſeinen Ort tragen konnte. Und am nächſten Sonnabend lernte ich das noch beſſer, und trug die beiden alten gepolſterten Seſſel vorher raus auf den Gang und die Stühle auch, da brauchte ſie die Schweſter nicht immer zu verrücken und brauchte nicht ſo oft vom Fußboden aufzuſtehn, und trug ihr das ſchmutzige Waſſer fort, und brachte reines wieder mit, da ſagte ſie: „Das iſt ſchön.“

Da war auch eine andere Schweſter, die hieß ebenfalls Auguſte, war aber kaum halb ſo alt, als die Oberin, die half der Schweſter Agnes manchmal, wenn ſie nicht in die Stadt zu gehn brauchte, oder löſte ſie ab, aber alles, was ſie ſagte, das ſagte ſie bittweiſe und herzlich, und ſah aus wie eine mit breitem Trauerrand, die Zeugnis gab von dem himmliſchen Kriegsſchauplatz, wo ſich alles ſelbſt überwinden muß, und wo kein Schnauben, Drohen und Morden hilft. Und war anzuſehn: Schuß durch die Bruſt, ſchwer verwundet, hat ſich Gott befohlen. Da kam ein alter Mann ins Spital, krank, und war gewiß ein Stadt-

armer, und kam zu Bett in dem Zimmer, wo ich schlief mit noch zwei andern, und hat ihn keiner besucht und mußte keine Angehörigen mehr haben, und es ging immer schlechter mit ihm, bis er nach etwa drei Wochen starb. Aber an seinem letzten Lebensabend war Schwester Auguste bei ihm und paßte ihm auf. Und schon abends spät, da war der Kranke ruhig geworden und schlief, aber ich war noch munter, und mochte wohl schon zehn Uhr vorbei sein, da ging die Schwester raus, und kam wieder und brachte eine kleine Klingel mit und zeigte sie mir, und stellte sie auf den Stuhl neben meinem Bett, und bat mich mit leiser Stimme, wenn ich gewahr würde, daß der Kranke aufwachte, da möchte ich klingeln. Da ging sie weg, kehrte aber gleich wieder um und sagte, daß ich nicht so laut klingeln sollte: „Ein ganz klein wenig, ich höre es schon," sagte sie. Aber ich habe mir keine Sorge darum gemacht und bin eingeschlafen. Und als ich wieder aufwachte, war Schwester Auguste da und las mit lauter Stimme ein Sterbegebet, und der Kranke tat bald einen tiefen unterdrückten Schrei und verschied. Aber die Schwester betete weiter bis zu Ende, dann stand sie auf und stand eine Weile stumm, dann sagte sie: „Herr gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm! Herr laß ihn ruhen in Frieden! Amen." Da nahm sie das Licht und ging weg; das war Schwester Augusten ihre Arbeit.

Noch mehr Namen weiß ich aber nicht mehr, kann sein, daß auch eine Martha geheißen hat. Aber mit dem einen Spittelmann bin ich noch bekannt geworden, weil er immer Botengänge machte nach der Stadt

und dieſerhalb die Oberin zuweilen in unſerm Zimmer aufſuchte, wenn er was zu beſtellen hatte. Das war ein alter Schneider, wohl ſchon hoch in die 70 Jahre alt, aber noch immer von Herzen geſund, und als er hatte gehört, daß ich nach Rußland gewollt und aus Grünberg wäre, da kam er ganz aus dem Häuschen, denn er war als junger Kerl auch in der Fremde geweſen und auch in Rußland, und hatte in Grünberg gearbeitet, und wußte gut zu erzählen, und kam des Sonntagsnachmittags zu uns auf die Stube, und ſetzte ſich zu mir, und wußte mir mehr von Grünberg zu ſagen, als ich ihm. Und ich mußte lachen, und es machte mir Spaß, denn er erinnerte ſich an alles, und wurde ſo fröhlich und lebhaft dabei, als ob er wieder jung wäre. Dort hätte er viel Arbeit gehabt, und wären noch mehr Geſellen in der Werkſtatt geweſen, da hätte er für einen reichen Bürger einen Rock gemacht, und beſchrieb mir, wie die Röcke damals Mode geweſen wären, vorn zugeknöpft, und mußten die Rockſchöße vorn ganz beſondere ſchöne lange Falten haben, und ſtand dabei hitzig vom Stuhle auf und knöpfte ſeinen alten Rock zu, und zeigte mir das und machte mirs verſtändlich. „Aber dieſe Falten recht ſchön herauszukriegen, das war grade die Kunſt, das konnte nicht jeder!“ Da hob der alte Schneider den Zeigefinger hoch und wackelte lebhaft mit der Hand hin und her, und konnte vor innerlichem Lachen bloß langſam Wort für Wort fortfahren: „Aber grade dadrinnen war ich ein Luder.“ Aber da erſchreckte er ſich, denn grade ging die Tür los, und dachte, die

Schwester hätte das gehört, aber es war ein Kranker, der reinkam. Da erzählte er weiter, daß der Meister ungern, aber dem vornehmen Kunden zu Liebe den Rock selber hätte machen wollen, aber da hätte er sich den Rock vom Meister verlangt, und wäre prächtig geraten, und hätte von dem Kunden ein Trinkgeld bekommen, und als der Bürgermeister den Rock hat zu sehen bekommen, da hat er gleich für den Bürgermeister auch einen machen müssen und hat wieder ein Trinkgeld gekriegt, und erzählte alles ausführlich.

Da kam eines Tags, in der letzten Hälfte des Februar, die Oberin und teilte uns mit, daß ein Schreiben eingelaufen wäre von der Eisenbahndirektion, daß alle Kranken, soweit sie die Bahn angingen, am 1. März das Krankenhaus zu räumen hätten. Das betraf mich und den Mann mit dem schlecht geheilten Beinbruch, denn weiter waren von der Bahn keine da. Da fing der Mann mit dem Beinbruch bitterlich an zu weinen und sagte: „Wo soll ich denn hin, ich kann mir ja nicht helfen!" Da tröstete ihn die Oberin, daß es ja vorläufig noch nicht soweit wäre. Aber mich erschreckte die Ausweisung wenig; denn ich hoffte bis 1. März wieder brauchbar zu sein, aber früher konnte ich nicht gehn, und wäre es auf mich angekommen, da wäre ich wohl acht Tage länger geblieben, denn meine Hand war am 1. März noch keineswegs normal wie die andere, und war trotz alle den Bleiwasserumschlägen immer noch sehr dick, und besonders wenn ich was damit heben oder festhalten wollte, da gefiel sie mir noch lange nicht. Dennoch war ich froh, daß

die Hand doch wieder ſoweit war, wie ſie war, und ich mußte mich eben behelfen.

Der 1. März fiel auf einen Sonntag, da nahm ich mir am Freitag vorher Urlaub von der Oberin und beſorgte mir meinen Paß und brachte alles in Ordnung, und als ich zurückkehrte, befragte mich die Oberin. Und wir beſprachen die Sache und ſie wollte nicht haben, daß ich Sonntag Morgen abreiſte, ſondern erſt um halb zwei und ſollte erſt Mittag mit eſſen; das war mir lieb und die Sache war abgemacht.

Da half ich am Sonnabend der Schweſter noch einmal tüchtig beim Scheuern, und der arme Kerl mit dem Beinbruch ſaß immer dabei mit ſeinen Krücken im Schoße und weinte; und die Oberin ſprach ihm gut zu, daß ſie das nicht ändern könnte, und ſollte bis Montag dableiben, dann ſollte er in Gottes Namen hingehn, und ſich vorſtellen, und dann ſollte er nur wiederkommen, und ſie beruhigte ihn. Aber am Sonntag Vormittag kam Schweſter Agnes ins Zimmer, und hatte ihre Schürze aufgenommen, und trug die beiden Schürzenzipfel in den Händen, und trat an mich heran, daß ich in die Schürze ſehen konnte, und ſagte: „Das ſollen Sie ſich auf die Reiſe mitnehmen, weil Sie mir geſtern ſo ſchön geholfen haben.“ Da lag in der Schürze ein Bogen Papier, und darauf zwei doppelte Butterbröte und drei Aepfel und ein großes gekochtes Gänſeei; da freute ich mich denn aber doch, und bedankte mich tüchtig bei Schweſter Agnes, und tat mir doch wahrhaftig leid, daß ich nicht länger dabei bleiben konnte. Da lächelten die Kranken etwas, aber es

machte mir nichts aus, und steckte alles ein in meinen schönen Ueberzieher, der schon zur Abreise parat an der Wand hing. Da verging die Zeit, und war schnell Mittag geworden, und auf das Beten folgte das Essen, ich aß zum letzten Mal mit, und sah mich vor, aber ehe man noch fertig war, kam schon der alte Schneider, um mir das Geleite nach dem Bahnhof zu geben. Da zog ich bald meinen Rock an und machte mich fertig und sagte Adieu. Und wir gingen beide nach dem Bahnhof und war schönes sonniges Frühlingswetter, und beneideten uns gegenseitig, und der Schneider sagte, er wünschte, er wäre an meiner Stelle und könnte mitgehn, und ich bedachte, daß es an seiner Stelle gar nicht schlecht wäre, und wenns nicht anders sein könnte, hätte ich wohl mit ihm getauscht. Aber das sagte ich ihm nicht, sondern sagte, daß es draußen eine böse Welt wäre; aber er sagte, das wüßte er wohl. Da kamen wir auf den Bahnhof und der Alte ging gleich voran und bestellte und bezahlte uns zwei Glas Bier, und holten uns meine Fahrkarte nach Neuß und hatten noch etwas Zeit, und setzten uns draußen an einen kleinen Tisch in den schönen warmen Sonnenschein und sprachen weiter. Da hatte ich bald mein Glas leer, aber nicht der Alte; der sagte, er könnte jetzt nicht trinken, und kriegte sein Taschentuch raus, und fing mit einem Male an jämmerlich zu weinen, weil er nicht mit konnte, und stand vom Stuhle auf, und kriegte ein altes kleines Geldtäschchen aus der Tasche, und schüttelte es auf den Tisch, daß alles herausfiel, und sagte weinend: „Nehmen Sie es mit,

mehr habe ich nicht, ich brauche es nicht.“ Aber das Geld war schnell zu übersehen, es waren sieben einzelne Silbergroschen, und ein paar Kupferpfennige lagen dazwischen, und ich wußte, wie er an das Geld war gekommen, denn die Kranken hatten mir erzählt, daß ihn die Leute gut leiden möchten, und wenn er Botengänge machte oder von den Kaufleuten was holte, daß sie ihm manchmal einen Groschen schenkten. Da wollte ich das Geld nicht haben, da weinte er noch mehr; da lachte ich und zeigte ihm den harten Taler, den ich noch hatte, und eine halbe Hand voll Silbergroschen, und sagte, daß ich mehr Geld hätte, als ich brauchte, weil ich doch bloß vorläufig bis nach Neuß wollte, wo ich Arbeit bekäme, aber er hörte nicht darauf und setzte sich auch nicht wieder. Da lief der Zug ein, da machte ich schnell ein Ende, und gab ihm die Hand und sagte adieu; da sagte er schluchzend: „Adieu, ich wünsche Ihnen viel Glück, aber schreiben Sie mir einmal, und ob Sie in Archangel oder Moskau oder Petersburg oder in Astrachan sind, aber schreiben Sie mir ein Mal.“ Das versprach ich ihm, und stieg ein, aber als der Zug abfuhr, stand er noch immer da und putzte sich das Gesicht, und das Geld lag noch immer hinter ihm auf dem Tischchen, und sein Bier stand da auch noch. Aber ich habe nicht Wort gehalten, und bin freilich auch nicht nach Rußland gekommen, wo ich so gern hinwollte, und hatte mir doch schon einmal einen Auslandspaß dafür genommen. Und habe auch den Namen vergessen von dem alten Schneider, den ich so gut gewußt habe.

Die beiden Lache

Bevor ich auf der Hüneburg anfing, habe ich einige Monate auch am Blankenheimer Tunnel gearbeitet, im Einschnitt, etwa eine gute Stunde Wegs oberhalb der Hüneburg. Da lief ein kleines Gleis durch den Einschnitt bis in den Tunnel, und auf dem Geleise waren viele Rollwagen, die mußten wir voll laden, entweder im Einschnitt voll Boden oder im Tunnel voll Steine. Dann waren da viele Pferde, die zogen die beladenen Wagen fort, und hatten wieder leere Wagen mitgebracht, und das Aufladen ging gleich wieder los und zu jedem Wagen gehörten drei Mann, die das Aufladen besorgten. Da arbeiteten ebenfalls viele Leute, und die allermeisten waren Fremde, und im Tunnel selber waren sogar einige Italiener. Aber die Fremden konnten da gar nicht alle Quartier kriegen. Da hatte der Unternehmer eine ziemliche Budike gebaut, da konnte man Essen und Trinken bekommen, so viel man haben wollte; und oben auf dem Boden war Strohlager, da konnte man schlafen; und wenn es da zu voll wurde, oder wem es nicht mehr gefiel, da hatten die Unternehmer altes Holz und alte Bretter zur Verfügung gestellt, da tat man sich mit zwei oder drei oder vier Mann zu-

ſammen und baute ſich eine Erdbude zur Wohnung und Lagerſtätte, und als mich zwei Mann aufforderten mitzutun, da tat ich mit, und bauten uns eine Bude mit einer erhöhten Lagerſtatt für vier Mann und holten uns ein paar Bund Stroh, und hatten ſchnell ein eigen Haus. Der eine Kamerad war ein Heſſe, aber ich hab ſeinen Namen vergeſſen, der andere war ein Schleſier und ſchrieb ſich Auguſt Lache.

Aber da waren ihrer Zwei, die Lache hießen, und der andere war ein Pommer und ſchrieb ſich Albert Lache oder Lach, und ſie waren beide bei jedermann im Schachte wohl gelitten. Dieſer letztere wohnte dicht neben uns, und im Schachte beim Aufladen war er immer unſer Nachbar, bloß ein Wagen war zwiſchen uns und dem ſeinigen. Während dem Aufladen wurde wenig geſprochen, denn jeder hatte genug zu tun.

Aber eines ſchönen Vormittags, als wir gerade wieder einmal die leeren Wagen in Empfang genommen hatten, da ſprach Albert Lache zu ſeinen beiden Kameraden über die Bauern und beſchwerte ſich über ſie und blamierte ſie nicht wenig, er ſprach ſo laut, daß man es 6—8 Wagenlängen entlang Mann für Mann gut verſtehen konnte. Als er ſchwieg, da rief ich ihm ziemlich verächtlich zu: „So ſchlimm wirds wohl nicht ſein!“ Da wunderte ich mich, daß er nichts dazu ſagte, denn er pflegte nie die Antwort ſchuldig zu bleiben, und als auch keine Silbe Beifall laut wurde, da ärgerte ich mich, daß ich was geſagt hatte, und ſah einige Male verſtohlen nach Albert hin, und ſah allemal, daß er mit ungeheurer Energie ar-

beitete, um seinen Wagen voll zu kriegen. Denn wer seinen Wagen früher voll hatte als die andern, der konnte sich natürlich etwas ausruhen und den andern zusehen, aber es gehörte viel dazu, weil jeder zu diesem Zwecke sein Bestes tat. Aber ehe wir drei unsern Wagen noch voll hatten, rief plötzlich Albert mit lauter Stimme meinen Namen, aber nicht wie er sonst tat, meinen Vornamen, und als ich aufsah, da war er an der Böschung etwas in die Höhe geklettert und, mit einer Hand auf seinen Schippenstiel gestützt, stand er da auf einem Vorsprung wie auf einer Kanzel und fragte mich laut und scharf: „Bist Du schon einmal beim Bauer gewesen?“ Da fühlte ich mich beleidigt und rief laut: „Nein“. Da rief er mir zornig zu: „Na, da mußt Du auch nicht darüber sprechen.“ Aber mit gewaltiger Rufstimme, in leidenschaftlich erregtem Tone, immer auf mich gerichtet, schilderte er jetzt den Bauer, wie er wäre. So spricht kein Lügner und kein Uebermütiger und kein Klugscheißer, wie dieser Mann sprach, und mochte doch kaum höchstens 25 Jahre alt sein. Was mußte dem Manne widerfahren sein, und wie mußte der Bauer den gepiesakt haben, daß er so sprechen konnte! Da ruhten die allermeisten Schippen, wiewohl noch keiner seinen Wagen voll hatte, bloß ich nebst wenigen anderen blieben am Aufladen, und ich sah zu meinem größten Aerger grade oberhalb von Lachen, auf dem Rande der Böschung, die beiden Unternehmer mit ihrem Ingenieur stehn, und ein Stück seitwärts davon stand der Bauaufseher, der uns jeden Tag aufschrieb, mit dem einen Schacht-

meister; und alle hörten sich das an und keiner sagte was.

Aber ganz lange dauerte die Rede nicht, dann sprang Albert wieder herunter und bald waren alle Wagen voll; da mußte ich den Beifall, der sich weniger durch Zuruf zeigte, als durch einige ruhige Worte, von Mann zu Mann mit Kopfnicken gesprochen, in nächster Nähe von meinen Nachbarn mit anhören: „Ja, ja, so ist es," sagte einer, und der andere: „Er hat Recht," und einer sagte: „So müssen sies haben," und der andere erwiderte darauf: „Ja, sie machens manchmal zu arg," und einer sagte: „Der kennt die Bauern," und ein anderer: „Schade, daß mancher Bauer das nicht gehört hat," und ein alter schlesischer Dienstknecht, der wohl sechs bis acht Wagen weit entfernt auflud, der kam an mit einem halben Fläschchen voll Schnaps und blieb vor Albert stehn und sagte ganz leise Prost und trank ihm zu, und als Albert getrunken hatte, da nahm der Knecht das Fläschchen zurück, und ging so stillschweigend, wie er gekommen war, wieder nach seinem Wagen. Da fühlte ich mich vernichtet mit meiner Bemerkung, die ich da zu Gunsten der Bauern gewagt, aber nicht überlegt hatte; denn alle die vielen Arbeiter, die an der langen langen Wagenreihe beschäftigt und meist alle aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien hergekommen waren, die kannten freilich die Bauern aus Erfahrung und waren fast ohne Ausnahme lauter Sachverständige, während ich sie nicht anders kannte, als aus meinen Schul-

büchern und aus dem Wandsbecker Boten seinen Liedern vom Bauersmann.

Nach dieser Niederlage war ich den ganzen Tag über ziemlich verdrießlich und sah den Lache mit keinem Blicke mehr an, noch weniger, daß ich etwa beim Wagenwechsel, wie sonst wohl, mit ihm gesprochen hätte, denn er hatte mich sehr angeschnauzt, das konnte ich nicht haben. Als Feierabend war, ging ich rauf nach meiner Bude und ruhte mich erst eine Zeit lang aus, dann ging ich vor nach dem Budiker, um Abendbrot zu essen; aber vor der Restauration begegnete mir Lache, der hatte schon gegessen, aber ich ging vorüber, ohne ihn anzusehn. Als ich gegessen hatte, ging ich wieder langsam zurück nach meiner Bude; es war derweil so dunkel geworden, daß man kaum noch Jemanden erkennen konnte, aber da begegnete mir wieder Lache, aber als ich da wieder an ihm vorbei wollte, vertrat er mir den Weg, und faßte mit einer Hand meinen Kittel in der Seite unter dem Arme und hielt mich fest und sagte: „Was soll das heißen, Bruder, daß Du mir aus dem Wege gehst? das kommt wohl von heut Morgen her, das hast Du mir wohl übel genommen? Daran bist Du ganz allein schuld, da hättest Du mir das nicht abstreiten sollen; was ich weiß, das weiß ich, das lasse ich mir von niemandem abstreiten. Sieh einmal an: Du weißt sicher manches, was ich nicht weiß, und hast manches gelernt, was ich nicht gelernt habe, wie wird Dir das gefallen, wenn ich Dir das abstreiten wollte? Sei doch froh, wenn Du nicht beim Bauer gewesen bist, aber da mußt Du mir

das nicht wollen abſtreiten. Aber nun iſt es gut, nun kehre wieder mit um und komm noch einmal mit nach der Budike, wir wollen jetzt jeder noch einen Schnaps trinken, ich bezahle.“ Aber ich wollte nicht mit und blieb ruhig ſtehn und fragte: „Wenn es denn bei den Bauern ſo ſchlecht iſt, wie iſt es denn hier?“ Da ſagte er: „Ja, Bruder, daß Du ſo frägſt, daran kann man grade ſehn, daß Du das nicht kennſt. Natürlich arbeiten muß ich hier auch, ſo gut wie beim Bauer; aber höre einmal an, das iſt hier doch etwas ganz anderes; haben tuſt Du hier freilich auch weiter nichts, aber Du biſt doch Dein freier Herr, und wenn Du Deine Arbeit tuſt, da ſagt Dir hier doch den ganzen Tag kein Menſch kein böſes Wort, und wenn Du Feierabend haſt, und wenns auch noch ſo ſpät wird manchmal, da haſt Du doch nachher Feierabend und brauchſt Dich vor keinem zu fürchten und biſt doch wenigſtens wie ein Menſch geachtet. Aber der Bauer, der achtet Dich nicht ſoviel wie einen Hund oder ein Stück Vieh. O, was ſage ich, das iſt gar kein Vergleich, ſeinen Hund oder ſein Stück Vieh, denen gibt er ja auch manchen Fußtritt, aber das iſt doch alles gar kein Vergleich, ich kann Dir das gar nicht beſchreiben und weiß nicht, womit ich das vergleichen ſoll, die Behandlung und die Verachtung, die Du Dir vom Bauer gefallen laſſen mußt. Du kannſt Dir das gar nicht denken; aber ich weiß das, ich habe meine Eltern früh verloren, und bin jung beim Bauer gekommen, und wenn ich Dir das alles erzählen wollte, da könnten wir hier die ganze Nacht ſtehn, aber nun komm, jetzt wollen wir in die Budike

gehn und uns wieder vertragen." Aber ich blieb stehn und sagte gedankenvoll: „Ich wollte wohl ein Mal beim Bauer arbeiten." Da sagte Albert heiter: „Na, wenn Du noch so dumm bist, da gehe nur hin, da wirst Du bald gescheit werden; aber ich will Dirs nicht wünschen, was ich durchgemacht habe. Das ist auch gar nicht Dein Ernst, das hast Du doch nicht nötig, und wer das nicht nötig hat, der kann Gott auf Knien danken. Aber jetzt wollen wir nicht mehr von den Bauern sprechen, jetzt fällt mir etwas ein, das möchte ich gerne wissen, ich habe schon welche danach gefragt, aber die wußten das auch nicht, da will ich Dich einmal fragen, ob Du mir das nicht sagen kannst: Sag einmal, Du bist doch evangelisch, nicht wahr, ja und ich bin auch evangelisch, nicht wahr, also sind wir beiden doch evangelisch; ja und dann gibts doch auch Katholiken, nicht wahr, das weißt Du doch; und dann gibts auch Juden, nicht wahr, das weißt Du doch auch, naja, also das wissen wir alles, aber nun sage mir einmal: Protestanten! was sind denn das für welche? Das möchte ich gern wissen." Da sagte ich ihm das, so gut als ich das selber wußte, und sagte: „Protestanten, das sind wir alle beide auch, Du und ich. Aber Du mußt das richtig verstehn; das kommt von den Katholiken her, die nennen uns Protestanten; natürlich, wenn die Katholiken von uns sprechen, da nennen sie uns nicht Evangelische, sondern sie nennen uns Protestanten, und deswegen sind wir beide bei den Katholiken ein paar Protestanten."

Während des war Albert ganz dicht vor mich hin-

getreten, aber nun mußte ich mich wundern, wie er ſich geberdete; ich war bange, er ſchlüge hin, ſo weit lehnte er ſich hintenüber und ſagte ernſthaft ein paarmal recht lang gedehnt: Soooooo, ſoooooo," und nach kurzem Schweigen faßte er meine Hand und ſagte: „Bruder, es freut mich, daß Du mir das geſagt haſt, es iſt mir lieb, daß ich das weiß, ich wollte bloß, daß ich ſo viel gelernt hätte wie Du." Aber ich konnte das immer nicht haben, ſo gerne ich auch jedem die Hand gab, wenn mich einer daran feſthielt, und da machte ich mich los und ſagte: „Ja und ich wollte bloß, daß ich beim Bauer geweſen wäre, und ebenſogut ſprechen könnte wie Du." Da ſagte er: „Das iſt ja dummes Zeug! Du kannſt ebenſogut ſprechen wie ich, und noch beſſer, wenn Du nur willſt, das habe ich doch gehört. Aber jetzt wünſchte ich, daß mir einmal ſo einer käme mit dem Proteſtanten, dem wollte ich Beſcheid tun, der ſollte einmal einen getreuen Pommern kennen lernen, dafür bürge ich Dir."

Als er ſo drohend ſprach und mit erhobenem Arme im Dunkeln vor mir ſtand, da wurde mir etwas unheimlich zu Mute, und ich bereute innerlich meine Rede, zumal ich nicht genau wußte, ob es richtig war. Aber nach der Budike ging ich nicht mit, da konnte er ſagen, was er wollte, ſondern ich rückte aus und ging in meine Bude ſchlafen. Denn ich wußte wohl, wie es in der Budike herging, ich war ſchon ein paarmal des Abends dageblieben; ich mochte derzeit ſchon ganz gern Schnaps und Bier trinken, aber es war kein Ende davon bis in die ſpäte Nacht, und man kam gar nicht

wieder weg, und wenn man zuviel getrunken und kaum ein paar Stunden geschlafen hatte, da mußte man bei guter Zeit wieder raus, und dann war man schlapp, und wenn solch ein schlapper Kamerad mit am Wagen war, da hatten die beiden andern ihre liebe Not, daß sie den Wagen vollkriegten. Aber am andern Morgen nach Frühstück brachte Albert ein Fläschchen voll Schnaps mit aus der Budike, den haben wir beide im Laufe des Vormittags allein ausgetrunken. Da konnte jeder sehn, daß wir wieder gute Freunde waren.

Darnach habe ich aber dort nicht mehr lange gearbeitet, denn der Hesse, der uns bei unserm Budenbau geholfen hatte, der war abgereist, und ich war mit August Lache bloß noch allein in der Bude. Da kamen eines Tags zweie zugereist, ein Brandenburger und ein Schlesier, die waren schon lange gelaufen und waren ganz herunter in der Kleidung, aber sonst ein paar prächtige Kerls. Aber als August den Brandenburger zu sehen bekam, da rief er ihn an, und sie freuten sich beide sehr, denn sie waren Bekannte und hatten früher irgendwo schon zusammen gearbeitet. Weil nun in unserer Bude zwei Plätze leer waren, da schlug August vor, sie könnten bei uns wohnen, und ich war einverstanden, und als wir Mittag gegessen hatten, da nahmen wir die beiden Fremden mit nach unserer Bude. Aber als wir da saßen und sprachen, da bemerkte ich, daß der Brandenburger Läuse hatte und der andere wahrscheinlich auch. Als die Mittagszeit herum war, da blieben die beiden sitzen, und ich ging

mit Auguſt wieder nach unſerer Arbeit, und als wir allein waren, da ſagte ich: „Höre, das geht nicht, daß wir die zu uns nehmen, die haben entſchieden Läuſe.“ Aber dazu lächelte Auguſt und ſagte: „Das kann ſchon ſein, daß ſie welche haben, aber deswegen, das iſt nicht ſchlimm, es iſt ja Sommertag, die werden ſie ſich wohl bald abſchaffen.“ Damit war ich nicht zufrieden und widerſprach ſo lange, bis Auguſt ſagte: „Ich habe nichts dawider, daß ſie bei uns bleiben, aber wenn Du nicht willſt und der Unternehmer erfährt das, da kriegſt Du kein Recht.“ Da wußte ich Beſcheid und ſagte nichts mehr, denn es war ſo, wie Auguſt ſagte, und wenn nur Arbeiter kamen, die da anfangen wollten, da fragte der Unternehmer am allerwenigſten danach, ob ſie Läuſe hätten, denn der wußte das ganz gut, und eben deshalb, wer kein Quartier kriegen konnte, der konnte in der Bude wohnen. Alſo mußte ich Auguſt freilich bewundern, daß er menſchenfreundlicher war als ich, aber ich hatte ſeit meiner oſtpreußiſchen Reiſe einen heilloſen Reſpekt vor Läuſen, und da habe ich dieſen Nachmittag noch gearbeitet, und Abends blieb ich in der Budike und trank ſtillſchweigend Abſchied, bis die Budike geſchloſſen wurde, da ging ich rüber nach dem Buſch und ſchlief bei Mutter Grün, und als mich am andern Morgen der Bauaufſeher frug, warum ich aufhören wollte, da ſagte ich: „Aus Geſundheitsrückſichten.“

Aber ich war noch nicht lange fort, da hörte ich: da hatte Auguſt Lache im Tunnel Steine aufgeladen, und beim Abfahren hatte er ſich geſtolpert und war mit

dem Arm auf die Schiene gefallen, und der Wagen war darüber weggerollt und hatte ihm den Arm an der Schulter abgequetscht, da haben sie ihm im Krankenhause den Arm abgenommen, da ist der kalte Brand dazu gekommen, und nach wenigen Tagen war er schon tot. Von Albert Lache habe ich aber nie wieder etwas gehört. Und wenn er sich bloß nicht vom Schnapse hat lassen unterkriegen, da kann er womöglich heut noch leben.

Der deutsche Hermann

Es war auf einer Wanderung zwischen Ardey und Neheim. In Ardey hatte ich wochenlang Kies gekarrt, in Neheim sollte ich am Eisenbahnbau wieder Erde zotteln. Es war früher Morgen, der Tag war kaum hell, da ging ich auf der Landstraße dahin; da kam ich nach kurzer Zeit an ein Wirtshaus, und als ich eben vorbei wollte, da traten zwei Kerls aus der Tür und riefen mir zu. Die kamen mir von der Tür aus entgegen und waren ebenfalls Reisende; der eine war groß und kräftig und vollständig, und der andere war mehr als einen Kopf kleiner und schmächtiger, aber kräftig auch. Sie trugen beide blaue schmutzige Fuhrmannskittel und einen Stock und weiter nichts, und waren bartlos. Die machten sich angelegentlich mit mir bekannt und sagten, sie wollten ebenfalls nach Neheim, aber wir wollten doch erst zusammen einen Schnaps trinken, und fragten mich, ob ich noch Geld hätte, und ich erwiderte darauf: „Einen Groschen habe ich noch.“ Nach einen Schnaps verlangte mich zwar auch, aber ich hätte ihn viel lieber allein getrunken wie in Gesellschaft, aber es war nun nicht anders und ich ging mit hinein in die Gaststube. Da rief der Große laut und feierlich: „Drei halbe

Ort für den deutschen Hermann!" und mich dabei ansehend, rief er noch einmal ebenso laut und feierlich: „Ich bin der deutsche Hermann!" Aber während die beiden am Schanktische stehn blieben, setzte ich mich am Fenster an einen Tisch, da brachte mir die Wirtin meinen Schnaps dahin, da griff ich in die Westentasche, wo ich einen Groschen stecken hatte, und gab der Wirtin den Groschen für den Schnaps, aber da protestierten die beiden und der Große sagte, den halben Ort bezahlte er und deswegen müßte ich noch einen trinken, und dauerte nicht lange, da hatte ich die beiden halben Ort weg. Da stand ich auf, da meldete sich der Kleine und wollte mir aus lauter Brüderlichkeit auch noch einen halben Ort spendieren, aber als ich das ablehnte, da brachten sie ihre Gläser, die sie noch nicht halb leer getrunken, und setzten sich an den Tisch, und nötigten mich wiederum zum sitzen, und da brachte die Wirtin auch schon wieder einen halben Ort für mich. Da merkte ich bald, daß die beiden gute Freunde waren, denn sie redeten sich oft mit ihrem Vornamen an. Aber dem Kleinen seinen Namen habe ich vergessen, der Große aber hieß Hermann. Sie waren mir bald alle beide widerlich, aber der Kleine doch weit mehr, als der Große. Es dauerte auch nicht lange, da hatten wir ausgetrunken, da bezahlten die beiden vier Groschen, dann gingen wir weg nach Neheim zu. Da waren wir noch kaum eine Viertelstunde weit gegangen, da zog sich rechter Hand jenseits des Chausseegrabens auf einer Anhöhe ein dichter Buschwald entlang, da sagte der deutsche Her-

mann: „O, ich bin ſchon müde, wir wollen uns da oben an den Buſch ſetzen und ausruhen, nach Neheim kommen wir noch früh genug.“ Aber dieſes kam mir nach dem kurzen Marſche widerſinnig vor und ich riet davon ab; da ſahen ſie mich erſt eine Weile ſtumm an, aber dann beſtanden ſie alle beide darauf, daß wir erſt etwas ruhen wollten; da gab ich nach und wir gingen durch den Graben und kletterten die paar Schritte hinauf bis ans Holz, wo es ſchön eben war, da ſetzten wir uns, und die beiden andern ſtreckten ſogleich alle Viere von ſich und ſagten: „So, hier iſt es ſchön, jetzt wollen wir aber ſchlafen.“ Aber als ich keine Anſtalt machte, mich niederzulegen, ſetzten ſie ſich wieder auf und fingen an, mit mir zu ſprechen, und der Kleine fragte mich, was ich für ein Landsmann wäre, und als er das Wort Thüringer hörte, da rief er in ſeiner Mundart aus: „Morjü, do ſien mer jo Landslük, ſüch heer, ſüch!“ Dabei holte er ein Wanderbuch unter ſeinem Kittel hervor, ſchlug es auf und zeigte es mir, aber als ich es ihm aus der Hand nehmen wollte, hielt er es feſt und ſteckte es ſogleich wieder ein, und ich hatte in dem Augenblick weiter nichts geſehn, als daß das Wanderbuch zu einem Gärtnergehilfen gehörte, der noch nicht 20 Jahre alt war, während der widerliche Kerl doch beinah 10 Jahre älter ſein mochte, und der Große mochte noch 10 Jahre älter ſein. Da wollten ſie durchaus wieder ſchlafen, aber während ſie mich ſo lange in der Mitte gehabt hatten, kroch jetzt der Kleine um meine Füße herum nach der Seite, wo ich meinen Bündel neben mir

liegen hatte, und legte seinen Kopf darauf und nun lag er in der Mitte. Da wandte ich mich um und legte mich auf die Seite und stützte mich auf den Ellbogen und kehrte ihnen den Rücken. Aber darauf hatten sie grade gewartet, und ich hatte gewiß noch keine viertel Minute so gelegen, da rauschte es hinter mir im Busche, und als ich mich umdrehte, da war ich allein, und mein Bündel war fort. Da sprang ich auf und wollte im ersten Schreck hinterdrein, aber ich wollte im Eifer an einer ganz verkehrten Stelle in den Busch, wo ich nicht durch konnte, und schrammte mir das Schienbein und kam nicht durch; da stand ich davon ab und lauschte nach Geräusch im Busche, konnte aber aus keiner Richtung das geringste vernehmen. Da packte mich unversehens auch noch Menschenfurcht, wiewohl ich die Krätze hatte, nämlich Furcht vor dem „deutschen Hermann" und seinem Kumpan, und was ich wohl erleben könnte, wenn ich sie wirklich allein noch im Busch anträfe, denn rücksichtslos bis aufs Messer war ich nicht, und mir fiel ein, daß ich im Wirtshause bei dem Kleinen ein Messer gesehn hatte. Da mußte ich daran glauben, daß ich mein Bündel los war, und stand da und fing an, den Verlust zu taxieren. Das Teuerste, was darin war, das waren die famosen Stiefeln, die ich in Unna gekauft und die der Schuster in Langschede ganz däftig wieder hergestellt hatte, aber ich konnte nicht darin gehen, weil sie mir über den Spann zu enge waren; dazu zwei Hemden und vier Strümpfe und mein Zottelzeug, das war in der Hauptsache alles, und mußte es ver-

ſchmerzen; aber was ich lange nicht verſchmerzen konnte, das war meine ſchöne braune Brieftaſche und mein Notizbuch, wo ich mir ſo vieles aufgeſchrieben hatte. Und in der Brieftaſche lagen außer einigen Briefen noch das Papier über meine Militärverhältniſſe und mein Lehrbrief von der Bäckerei her. Und hatte die Brieftaſche ſonſt auf der Reiſe immer bei mir getragen, und hatte ſie geſtern leider mit in das Bündel gebunden, und war nun froh, daß ich wenigſtens meinen Paß bei mir trug. Aber es war uns den ganzen Morgen niemand begegnet, und war die ganze Zeit niemand vorbei gekommen, wiewohl es an der Chauſſee war, und die ganze Gegend, ſoweit man ſie überſehn konnte, war wie ausgeſtorben, und nachdem ich da etwa zehn Minuten lang umher getappelt war, konnte es nicht mehr helfen, und ich tat, was ich heut morgen gleich hätte tun ſollen, und ging allein weiter nach Neheim. Und hätte auf den Zuruf vor dem Wirtshauſe nicht hören ſollen, und war ein großer Unterſchied zwiſchen damals, als mir der Jude Roſenthal unter der Brücke vor Fröndenberg hatte zugerufen, und zwiſchen heut morgen, wo mir der „deutſche Hermann" zugerufen hatte, aber ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß es der „deutſche Hermann" war und wie. Aber er wars ohne Zweifel, denn er hatte es im Wirtshauſe wie auf der Straße mindeſtens 10 bis 12 Mal laut ausgerufen: „Ich bin der deutſche Hermann." Da habe ich den deutſchen Helden etwas kennen gelernt und war weiter nichts als ein Strauchdieb, ein Buſchklepper, ein Straßenräuber, ein Wege-

lagerer, und er hatte einen trefflichen Genossen bei sich, der immer grinste, und war so gemein und verkommen, wie kein Stück Vieh; und hatten das Stück schon öfter gemacht, wie mir das Gärtnerwanderbuch bewies, und lebten bloß vom Raub und vom Bettel. Und hatten gedacht, sie hätten mich betrunken gemacht mit den drei halben Ort, und hatten mich im Schlafe berauben wollen. Aber da waren sie alle beide schief gewickelt; da hätten sie kommen müssen, wie ich noch viel jünger war. Aber nun waren sie desto kühner gewesen und wollten die vier Groschen wohl nicht umsonst bezahlt haben; und wären vielleicht noch viel kühner geworden, wenn sie den Berliner nicht so bekommen hätten.

Schließlich half es nichts, und ich mußte weiter. Da kam ich nach Neheim, wo ich bald Arbeit und in einem Wirtshaus auch schnell Quartier fand. Da erzählte ich dem Wirt, daß ich heut morgen wäre bestohlen worden, und er riet mir, ich sollte es anzeigen. Da erwiderte ich, daß die Spitzbuben wahrscheinlich die Sachen schon verkümmelt hätten und ich nichts wieder davon zu sehn bekäme, aber er sagte, wenn ich es anzeigte, da würden sie sogleich telegraphisch verfolgt. Aber weil ich die Krätze hatte, bedachte ich, daß ich mich doch zuerst selber anzeigen müßte, aber das brauchte ich nicht, also zeigte ich auch die beiden Spitzbuben nicht an. Aber ich hatte noch etwas von dem Gelde, was ich im Kiesschacht verdient hatte, dafür kaufte ich mir ein paar andere Hemden und Strümpfe, und bekam des Abends in einer kleinen Kammer ein

Bett für mich allein, und ging am andern Morgen nach der Arbeit.

Seitdem waren 6 Wochen vergangen, und es war am zweiten Weihnachtstage gleich nach Dunkelwerden, da kam ich in die faſt überfüllte Gaſtſtube, und die Lampe an der Decke brannte trübe, und man konnte vor Tabaksqualm nichts ſehen, da rief mitten in der Stube eine gewaltige Stimme: „Ich bin der deutſche Hermann!“ Ei, da ſpitzte ich die Ohren nicht ſchlecht, und drängte mich durch, um den Helden zu ſehen, da ſaß er auf einem Stuhl mitten in der Stube unter der Lampe, in ſeinem blauen Kittel, wie er leibte und lebte, aber vergeblich ſah ich mich nach dem kleinen Ekel um; er war allein und hatte ſeinen Knappen nicht bei ſich. Aber Wiederſehn macht Freude, und ich ging alsbald hinaus in den Laden, wo ſich der Wirt aufhielt, und ſagte ihm, daß in der Stube der Kerl ſäße, der mir vor ſechs Wochen die Sachen geſtohlen hätte. Da ſagte der Wirt: „Ja, was wollen Sie denn da machen; wenn Sie nichts an ihm bemerken, daß er vielleicht etwas von den Sachen am Leibe trägt, da können Sie ja gar nichts machen; da gibt es heut Abend noch Skandal und Aufſehen und Sie können nichts beweiſen.“ Dieſe Rede war mir ganz recht, weil ich die Krätze hatte, und wollte auch ſelber an Weihnachten keine Schadenfreude haben, und ging wieder in die Gaſtſtube, und ließ den deutſchen Hermann unbehelligt. Aber da war ein Weſtfälinger mit im Quartier, der arbeitete da ſchon länger, der war Soldat geweſen und ſchon verſchieden herumgekommen, und man mochte

ihn gut leiden, der war mit dem deutschen Hermann im Gespräch, aber nicht lange, da war es beendet. Da machte ich mich an den Westfälinger heran und fragte ihn: „Kennst Du den deutschen Hermann?“ Da sagte er: „Den kenne ich wohl, aber der Kerl muß verrückt sein, daß er hierher kommt.“ Da fragte ich: „Wieso denn?“ Da sagte er aufgeregt und vertraulich: „Ach der darf sich hier ja gar nicht blicken lassen, den suchen sie ja schon lange, ich begreife gar nicht, wie er hierher kommen kann.“ Da sagte ich: „Jawohl, mir hat der Kerl auch vor sechs Wochen meine Sachen gestohlen.“ Da fragte er: „Wer hat Deine Sachen gestohlen?“ Da sagte ich: „Der da, der deutsche Hermann.“ Da wandte er sich aufgeregt von mir ab, und ich merkte, daß er nicht mehr mit mir sprechen wollte. Aber da fiel mir meine Brieftasche wieder ein, die hatte ich noch nicht verschmerzt, wie das übrige, und war besonders froh, daß ich die Stiefeln nicht mehr zu sehn brauchte; da ging ich wieder in den Laden zum Wirt und bat ihn, wenn er heut Abend dem deutschen Hermann die Papiere abverlangte, darauf zu achten, ob nicht vielleicht eine braune Brieftasche zum Vorschein käme; das versprach der Wirt, und ich ließ mir einen Schnaps einschenken und wir sprachen noch weiter. Aber als ich nach zehn Minuten wieder in die Gaststube zurückkehrte, da war der deutsche Hermann verschwunden und hat da gar nicht übernachtet.

Beim Bau des Stahlwerks

Endlich war es meinen Hausgenoſſen in Osnabrück gelungen, mich zu überreden, daß ich mit nach dem Stahlwerk auf Arbeit ginge. Da ging ich frühmorgens mit meinem Schlafkollegen nach dem Stahlwerk. Das war erſt im Bau begriffen, und der Bau war erſt in den erſten Anfängen.

Der Polier auf dem Stahlwerk war ein junger, ruhiger, freundlicher Mann, und mochte wohl noch nicht lange her ſein, daß er die Bauſchule verlaſſen hatte. Er trug beſſere Kleidung und arbeitete nicht ſelber mit, wie andere Poliere ſonſt tun.

Da ſtanden die Maurer und Arbeitsleute alle verſammelt vor der kleinen Baubude auf dem Platze. Da kam der Polier wie alle Morgen und verlas die Leute aus ſeinem Notizbuche; da antwortete jeder: Hier. Aber wenn er bei einem Namen keine Antwort erhielt, da machte er mit der Bleifeder einen Strich ins Buch. Da ging jeder, ſobald er verleſen war, aus der Verſammlung hinweg nach ſeiner Arbeitsſtelle, und als der letzte Mann verleſen war, da ging der letzte Mann weg, da ſtand ich mit dem Maurer noch allein da; da ſtellte er mich dem Polier vor mit den Worten:

„Preuße, hier habe ich einen Arbeitsmann mitgebracht.“ Da sagte der Polier: „Das ist sehr schön von Dir.“ Da schrieb er meinen Namen in das Notizbuch und sagte: „Na, wenn Sie den Bode kennen, da gehen Sie mit dem und bleiben bei ihm, der wird Sie schon anweisen.“ Da ging ich eiligst hinter dem Bode her, denn er war schon ein Stück voraus. Da waren die Maurer dabei und schachteten das Fundament aus zur Bessemerhütte; aber an einer Ecke davon war Bode nebst einigen andern schon am Mauern, da zeigte er mir eine Steinkarre, da mußte ich Steine heranfahren; da verschluckten sie ziemlich viel Steine ins Fundament, aber sie waren nicht weit zu holen, und zum Frühstück hatte ich Vorrat und brauchte mich nicht mehr zu eilen. Aber ein anderer Handlanger brachte Kalk in einer Schubkarre gefahren, und ladete ihn aus der Karre in die Kalkkasten; da war es nach Frühstück, da stand die leere Kalkkarre da, und Bode hatte keinen Kalk mehr im Kasten, da klopfte er mit der Kelle dagegen und rief laut: „Kalk!“ Da nahm ich die Kalkkarre auf und wollte Kalk holen, da sagte er bestimmt: „Nein, nein, lassen Sie die Karre nur stehn, das ist dem andern seine Arbeit, das möchte dem passen, da tut er gar nichts mehr!“ Aber der andere stand in ziemlicher Entfernung und sprach mit welchen, da rief er ihn bei Namen und laut: „Na wie ist denn das, sind Sie noch nicht bald fertig mit Ihrem Diskurs? Lassen Sie sich hier einmal sehen, die Kasten sind alle leer!“ Da kam er herbei und holte die Karre und schob damit ab. Da fand ich bald, daß ich hier nicht so viel

zu tun brauchte als an der Dütebrücke, aber dennoch war ich nicht zufrieden.

Aber allmählich ward mir doch wohl hier, und es gefiel mir von Stund an auf dem Stahlwerk, und war mit meinem Platze und meiner Arbeit gut zufrieden. Da hatte ich eine volle Woche gearbeitet, da kam der Sonnabend, da gabs zum Feierabend Geld, denn jeden Sonnabend war Zahlung. Da kam vor Feierabend der Maurermeiſter an und trug einen leinenen Beutel in der Hand und ging in die kleine Baubude, da hieß es bald: „Geld holen!“ Da bekamen zuerſt die Maurer Geld und darnach die Arbeitsleute, da drängte man ſich vor der kleinen Bude, und ich war einer von den letzten. Da ſtand in einer Ecke ein Tiſch und in der zweiten und dritten Ecke ſtand je ein Stuhl am Tiſch. Auf dem einen ſaß der Polier und paßte bloß auf, und auf dem andern ſaß der Meiſter mit einer Zigarre und zahlte aus, und in der vierten Ecke ſtand der Mann, der gerade ausgezahlt wurde, denn größer war die Bude nicht. Da kriegten einige wenige 16 und 17, aber die allermeiſten bekamen 18 Groſchen pro Tag ausbezahlt; da kam ich an die Reihe, aber der Meiſter ſah nicht auf, ſondern zählte mir ſchon das Geld auf den Tiſch, da ſagte der Polier halblaut zu dem Meiſter über die Tiſchecke hinweg: „Gut, Meiſter, ſehr gut,“ aber der ſchien das nicht gehört zu haben, da ſagte der Polier lauter: „Meiſter, ſehr gut,“ da ſah dieſer den Polier an, da nickte der bedeutſam mit dem Kopfe und ſagte noch einmal: „Sehr gut“; da ſah der Meiſter mich

einen Augenblick an, dann fragte er mich: „Haben Sie Acker?“ aber er sprach ziemlich undeutlich und nicht laut, und ich hatte es nicht richtig verstanden, da fragte ich: „Wie?“ da nahm er die Zigarre aus dem Munde und fragte laut und deutlich noch einmal: „Haben Sie Acker?“ Da sagte ich: „Nein,“ da sagte er: „Na, da müssen Sie auch einen Groschen mehr Lohn haben“; da zählte er mir pro Tag 19 Silbergroschen auf den Tisch. Aber ich war schon gewahr geworden und hatte mich gewundert, daß die Leute alle sehr wenig anhänglich an den Meister waren, und jetzt gleich nach der Zahlung sprachen sie mit Heiterkeit davon, daß er wieder besoffen gewesen wäre. Aber darauf hatte ich ihn nicht angesehn, mir war er recht gut gelaunt, oder gut zufrieden vorgekommen. Die Maurer waren größtenteils Fremde, aber die Arbeitsleute waren dazumal mit einer einzigen Ausnahme lauter Einheimische und mußten den Meister ja kennen; sie nannten ihn nicht anders als „Mum mum“, was wahrscheinlich von seiner Sprechweise herkam, denn in der Regel sprach er undeutlich und etwas murmelnd. Aber am Montag darauf kam der Polier und fragte mich, ob ich Kalk löschen könnte. Das konnte ich, denn das hatte mir schon früher in Eisleben der alte Polier Zwanziger gelernt und mich dabei ein halbes Jahr lang überwacht, und ich hatte es seitdem schon öfter getan, da sagte ich: „Jawohl.“ Da ging er mit mir nach den Kalkkuhlen. Das waren zwei runde nebeneinander befindliche ausgemauerte Bassins von anderthalb Meter Tiefe und drei Meter Durchmesser, und

davor stand ein großer Kalkschott mit zwei Schützen. Da sagte er: „Hier, da gehen Sie einmal dran an diese Arbeit und löschen Kalk und tun nichts anderes mehr. Sie bleiben jetzt bloß immer hierbei und löschen Kalk, daß wir nicht in Verlegenheit kommen. Der Kalkfuhrmann wird gleich kommen, da zeigen Sie ihm den Platz an, wo er abladen soll, wo es Ihnen am besten paßt, und wenn Sie die Gruben voll haben, dann gehen Sie dort rauf nach den beiden andern Gruben und lassen den Fuhrmann dort oben abladen und löschen dort wieder weiter; nun wissen Sie also Bescheid.“ Da war ich mit einem Male von der ganzen Handlangerei abgekommen und hatte meine Arbeit für mich allein, und brauchte auf keinen andern mehr zu hören und bald dies und bald das tun, und hatte mir weiter keiner mehr was zu sagen. Aber da hatte ich Arbeit genug, und konnte und mußte ganz anders ins Geschirr gehn als beim Handlangen, und verbrannte und verdarb auch mehr Zeug und Schuhwerk; aber mehr Geld gabs nicht dafür, und deswegen wollte auch keiner dabei bleiben, denn die Arbeitsleute waren da nach und nach alle schon paarweise dabei gewesen, aber immer wieder weggegangen und wollten lieber handlangen, bloß einer, ein alter Lübecker in den fünfziger Jahren, der war noch dabei, aber der trank, und war heut nicht da, und machte manchmal zwei bis drei Tage blau und zuweilen noch länger, aber wenn er da war, dann half er mir. Ich wußte wohl von früheren Bauplätzen her, daß das Kalklöschen, wenn es in größeren Mengen geschah,

Akkordarbeit war, dann taten es auch immer die Maurer selbst, aber wenn ich das auch nicht gewußt hätte, da kam jetzt bald der eine und bald der andere Arbeitsmann und sahen mir zu und fragten, ob ich jetzt mehr Geld bekäme. Dasselbe taten auch einzelne Maurer und machten mich ernsthaft darauf aufmerksam, daß das Akkordarbeit wäre. Da merkte ich wohl den Schimpf, der mir aus meiner Arbeit erwuchs, da wollte ich es gelegentlich dem Meister sagen, aber die Gelegenheit kam nicht, denn es ließ sich kein Meister und Polier mehr bei mir sehn, der etwas von mir hätte wissen wollen, wenn nur immer Kalk genug vorrätig war, und dafür sorgte ich. Aber im Laufe des Spätsommers kamen noch viele fremde Maurer und der Lohn war schon zweimal freiwillig um einen Groschen erhöht worden, und die Arbeitsleute erhielten 20 Silbergroschen, ich aber 21. Da kam jeden Tag ein vierspänniges Fuder Kalk und etwa einen Tag um den andern auch noch eine Beichaise mit zwei Pferden; da konnten wir das nicht anders bewältigen, da mußten wir Ueberstunden und Ueberschichten machen, ich und der Lübecker, wenn er da war; sonst mußte ichs allein tun.

Aber bis Weihnachten waren auf dem Stahlwerk schon einige Gebäude unter Dach gekommen und als ich zurückkehrte von meinem Urlaub, da waren einige wenige Maurer innerhalb der Gebäude damit beschäftigt, Maschinenfundamente zu mauern. Dabei bekam ich Ausschachtungsarbeit, denn gelöschter Kalk war vorrätig und wurde nicht viel verbraucht. Aber gleich

Anfang Februar holte mich der Polier wieder raus zum Kalklöschen, und gleich von Anfang März an kamen die Kalkfuhren schon wieder tagtäglich regelmäßig und waren schon wieder zahlreiche Maurer und Arbeitsleute überall an der Arbeit. Da fanden sich nach und nach nebst vielen fremden Maurern auch fremde Arbeitsleute ein. Da hatten auch zwei Gebrüder angefangen, die waren nur einige Meilen von der Stadt entfernt in der Landgegend zu Hause. Sie waren beide ein paar ansehnliche Männer, und ein paar echte und rechte Ackerbürger und beköstigten sich selber und fuhren wohl jeden Samstag Abend mit der Bahn nach Hause zu ihren Familien. Nachdem sie etwa vierzehn Tage da waren, kam eines Tags ein Handlanger eilig nach mir hin und machte mich aufmerksam, daß diese beiden Brüder jeder pro Tag zwei Groschen Lohn mehr bekämen als ich, und als ich es nicht glauben wollte, versicherte er mir das auf das Allerentschiedenste. Da sah ich mir die beiden Ackerbürger etwas genauer an, was sie taten. Da hatte ein anderer Kalkfuhrmann als der gewöhnliche, eine Fuhre Kalk gebracht, der sollte besser sein für die Dachdecker, den hatte ich in einer Grube für sich allein gelöscht, und sollten ihn nur allein die Dachdecker verarbeiten; für diese machte der eine Bruder den Mörtel zurecht, und der andere fuhr ihm dazu den Kalk und gemahlene Schlacken an. Sie hatten beide ein paar egale, schöne, große, lange Schürzen vor, und wenn der eine wieder nach mir kam, um Kalk zu holen, da ladete er ihn sehr vorsichtig in die Karre ein, und nahm die Karre nicht

voll, um sich ja nicht schmutzig zu machen, und konnte das auch tun, denn er hatte Zeit genug. Da ging die Lauferei wieder los, da kam einer nach dem andern und warfen mir vor, daß die beiden zwei Groschen mehr bekämen als ich. Aber die Sache beruhte auf Wahrheit, und als der Lohn wegen Arbeitermangel noch zweimal erhöht wurde und ich 23 Groschen bekam, da übertrafen sie mich mit 25 wieder um zwei Groschen. Das war eine schlimme Sache und eine schlechte Sache, das war eine ganz infame Sache für mich. Da hatten die Arbeitsleute an meinem ersten Zahlungstage sicherlich recht gehabt: der Meister mußte besoffen gewesen sein, als er mich fragte, ob ich Acker hätte und meinen Lohn danach einrichtete, aber den beiden Brüdern konnte das jeder ansehn, daß sie Acker hatten, und sie nahmen sich auch von Zeit zu Zeit etliche Tage Urlaub, um auf ihrem Acker zu arbeiten. Aber das war mir bisher bei fremden Leuten noch gar nicht vorgekommen; kein Bauherr und kein Polier, kein Unternehmer und kein Schachtmeister hatten mich wegen meiner Arbeit jemals zurückgesetzt, im Gegenteil, wenn ich auf der Kempen-Venloer Strecke im Tagelohn arbeitete, da erhielt ich nebst wenigen andern fünf Groschen mehr als den Durchschnittstagelohn, aber von Acker war nirgends die Rede gewesen, und die Schachtmeister lohnten alle bloß nach der Arbeit, wie man sie tat und verstand und wozu sie einen brauchen konnten.

Da hätte ich am allerliebsten wieder aufgehört auf dem Stahlwerk, denn hier arbeitete man sich ja selber

zur Schande, und hätte es ohne Zweifel und ohne Beſinnen auch getan, ja wenn nur Hanau nicht geweſen wäre; aber in Hanau hatte ich ein neues Fell gekriegt und konnte nun nicht wieder heraus. Und das Evangelium, was ich in der Schule und bei meinem Vater hatte lernen müſſen, dazu hatte ich ſeit Hanau her Zeit genug gehabt, mich darauf zu beſinnen, und liebreich aber fürchterlich genug ſtand dazumal immer der Spruch vor mir: Siehe zu, du biſt geſund geworden, ſündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre. Alſo ging ich nicht weg, aber ich tat auch nicht, was hundert andere an meiner Stelle getan hätten: ich ging auch nicht nach dem Meiſter, um mich zu beſchweren, denn beſchweren hatte ich von Hauſe aus nicht gelernt, und konnte niemand von mir eine Beſchwerde erleben, als daß man mich ſelbſt danach fragte und wenn ich nicht ſchon vorher entſchloſſen war, aufzuhören, da konnte ich mich auch nicht beſchweren, denn anders konnte ich mir keine Beſchwerde vorſtellen, wenn ich mich nicht als Hans Narr beſchweren wollte. So war mir auch alles zu dumm, was ich zu dem Meiſter etwa hätte ſagen können; und wollte mich doch nicht unterſtehen und einem Maurermeiſter das Kalklöſchen kennen lernen und ihm ſagen, was er dafür bezahlen ſollte, und fechten, als Fechter kommen, wo ich doch ſatt zu eſſen hatte, dazu war ich zu ängſtlich, das konnte mir gefährlich werden wegen der Dankerei, damit mußte ich mich hinfort vorſehn, daß ich nicht wieder in ſolche Verlegenheit kam wie zu Hanau beim Abſchied.

Aber etwa um die Zeit, ehe das Frühjahr ganz zu Ende ging, da hieß es auf einmal: Der Maurermeister geht ab vom Stahlwerk. Da war es mir zum Feierabend dieses Tages etwas spät geworden und die andern waren schon alle weg, da zog ich mir grade den Rock an, da kamen der Meister und der Polier hart an mir vorbei und gingen ebenfalls weg und sprachen zusammen im Gehn, da machte der Meister eine abwehrende Bewegung mit dem Arm und sagte unsicher und kopfschüttelnd: „Nein, wenn sie einem erst die Ehre abschneiden wollen," — mehr konnte ich nicht verstehn. Aha, aha; da tat mir der Meister doch wieder leid, daß er deswegen die schöne großartige Arbeit aufgeben mußte, und konnte seine Worte nicht vergessen. Und wurde sehr nachdenklich darüber, und nahm mir vor, meine Arbeit auch ferner nur ja gewissenhaft und redlich zu tun, damit mir dergleichen nicht etwa auch passierte. Da wurden alle Gerätschaften auf dem großen Bau gezählt und notiert, jeder Baum und jedes Brett und jedes Stück Holz und jeder Kasten und jede Karre, jeder Kübel und jede Kiste, jeder Bock und jeder Bogen, jeder Riegel und jede Rinne, jede Leiter und jede Leine, jeder Haken und jede Hacke, jeder Hammer und jede Haspel, jede Winde und jedes Wagscheid, jeder Bohrer und jedes Beil, jedes Brecheisen und jeder Bolzen, jeder Eimer und jedes Eisen, jede Bohle und jeder Bügel, jeder Kalkhaken, jede Klammer und jeder Klammhaken, jedes Richtscheid und jede Rolle, jeder Strick und jeder Strang und jedes Tau, jeder Zehnfußstock und

jede Schornſteinrolle, jeder Tauhaken und jeder Keil, jede lange Blechzunge, jedes Sieb, jede Gießkanne, jeder Winkel, jede Wage und jeder Nagel, der dem Meiſter gehörte, und alle Kanonenöfen, die im Winter waren gebraucht worden, und jeder Korb und jeder Sack und kurzum, alles was dem Meiſter gehörte, das wurde alles gezählt und aufgeſchrieben, denn das bekam der Meiſter vergütet und blieb alles auf dem Bau. Da gingen ſie alle beide ab, der Meiſter und der Polier; aber dieſer reiſte ab, der Meiſter aber blieb in der Stadt, und man hörte eine zeitlang nichts davon. Aber in der Stadt am Neumarkt, wo jetzt das Juſtizgebäude ſteht, auf derſelben Stelle ſtand früher das alte Zuchthaus. Da ſollte es abgebrochen werden, da unternahm der Meiſter den Abbruch. Aber er hat die Arbeit wohl angefangen, doch nicht fertig gemacht. Denn als eines Morgens die Arbeiter zur Arbeit kamen, da fanden ſie den Meiſter, da hatte er ſich in dem Zuchthauſe aufgehängt, und ſie hatten ihn abſchneiden müſſen. Und als es auf dem Stahlwerk bekannt wurde, da war große Bewegung unter den Arbeitsleuten, und jeder Maurer richtete ſich auf und machte ſich einmal gerade.

Aber nach dem Stahlwerk kam kein Meiſter wieder hin, ſondern ſtatt deſſen waren zwei Poliere gekommen, ein Oberpolier und ein Unterpolier. Da kamen auch immer mehr fremde Arbeitsleute und Maurer, und die Bauarbeit ging flott ihren Gang weiter, bis der Krieg mit Frankreich ausbrach, da wurden viele eingezogen; aber die Arbeit ging immer weiter; denn es fanden

sich wieder andere ein, die zugereist kamen, und füllten die verlassenen Plätze bald wieder aus. Da mußte man wieder jede Woche ein paar Nachtschichten überarbeiten, um den Kalk zu bewältigen, und mußte fast jeden Sonntag zu Hilfe nehmen. Da hatte der Direktor einen Engländer kommen lassen, der hatte in der Hammerhalle die drei großen Formen aufgebaut und geformt, in welche die drei großen Ambosse eingegossen werden sollten, welche später den drei Dampfhämmern zur Unterlage dienten; und zum Guß des größten der drei Ambosse sollten 8000 Zentner Roheisen verwendet werden, und mußten wegen der Schwierigkeit des Transports gleich an Ort und Stelle gegossen werden. Da wurde provisorisch in der Nähe der Formen ein hoher Gießofen aufgestellt, und daneben wurde ein viereckiges hohes aber enges Gerüst gebaut, und sie hatten dazu die vier längsten Rüstbäume, die sie finden konnten, ausgesucht. Da kamen eines Sonnabends kurz vor Mittag wieder 165 Scheffel Kalk an, und wir hatten den vom gestrigen Tage noch nicht ganz verarbeitet, da mußten wir wieder die Nacht dableiben bis Sonntag abend. Da bekamen wir allemal eine Stunde Urlaub des Sonnabend abends, damit wir konnten ins Quartier gehn und uns was zu essen holen für die Nacht und den Sonntag, und die Stunde wurde uns nicht abgezogen vom Tagelohn, da gingen wir um 7 Uhr weg und waren pünktlich um 8 wieder da und hatten was gegessen und uns den Proviant bis Sonntag abend mitgebracht. Da haben wir diesen Abend gearbeitet bis nach 10 Uhr, da ver-

ſpürten wir Appetit und aßen ein Stück Brot, aber müde waren wir auch und hätten gern eine Stunde geſchlafen. Da hatte ein Handlanger eine Karre voll gelöſchten Kalk geholt, dabei hatten wir gehört, daß die Maurer im Keſſelhauſe bis 12 Uhr arbeiteten. Da ging ich rüber und ſagte dem Handlanger Beſcheid, daß er uns wecken ſollte, wenn er nach Hauſe ginge, denn ſie mußten an unſerer Arbeit vorbei. Da legten wir uns bei unſerer Arbeit nieder und haben geſchlafen bis um zwölf. Aber da hatten wir doch geſchlafen und waren wieder friſch, da gings wieder an die Arbeit; aber mit Ernſt, aber feſte, aber eklig! die ganze Nacht und den Tag über bis Feierabend war. Da war keine Rede von einer halben Stunde frühſtücken oder lange Mittag machen, ſondern man nahm ſich nur ſo viel Zeit, um das Brot rein zu ſtecken, und dann gings wieder dabei. Denn es war doch Sonntag, und man wollte gern eine Stunde früher fertig ſein, um doch wenigſtens etwas vom Sonntag zu haben, wenns auch noch ſo wenig war. Aber den Kalk konnten wir heut garnicht rein alle kriegen. Das war auch grade nicht nötig; nur das Baſſin, in das wir den Kalk laufen ließen, das mußte voll werden, dann war Feierabend, und darauf hatten wir die Nacht und den ganzen Tag hin gearbeitet ohne Unterbrechung. Da war es an dieſem Sonntag gegen 6 Uhr nachmittags, da hatten wir das Baſſin voll, da war Feierabend. Darüber waren wir herzlich froh, denn wir hatten 36 Stunden gearbeitet, ſeit Sonnabend morgens 6 Uhr, und hatten während der Zeit keine andere Ruhe gehabt, als daß

wir des Nachts eine gute Stunde lang geſchlafen hatten. Da hatte mans ſatt, und hatte die Arbeitsluſt vorläufig gebüßt; und die Arme waren einem ſchlapp geworden und das Kreuz tat einem weh von dem unaufhörlichen Karren und Rühren und dem Waſſerpumpen mit der langen Blechrohrpumpe, die faſt ſteil ſtand, weil der Kanal an dieſer Stelle ſo tief lag. Da war es den ganzen Tag ſchönes warmes Wetter geweſen, aber jetzt hatte ſich der Himmel verdunkelt und war ein anhaltender heftiger Gewitterſturm gekommen. Da war einer, der hieß Oberdiek mit Namen, der ſollte, wie ich nachträglich hörte, Vorarbeiter bei der Direktion ſein, der hatte nebſt einem älteren Zimmermann dieſen Sonntag ebenfalls gearbeitet, und zwar an jenem proviſoriſchen Gießereigerüſt, wir hatten wohl das Klopfen und Hämmern gehört, geſehn hatten wir jedoch nichts, was die da machten. Da machten wir grade Feierabend, und ich ſchob die Karre noch auf die Seite und ſtürzte ſie um, aber der Lübecker hatte ſchon den Rock in der Hand. Da trat dieſer Oberdiek um die Ecke des Hammerwerks und blieb ſtehn und kommandierte von weitem, aber laut und beſtimmt durch den Sturm hindurch: „He! Heda! Ihr beiden kommt einmal hierher!“ und begleitete den Zuruf mit Winken und energiſcher Geberde als ob es brennte und verſchwand wieder um die Ecke. Da ſahen wir uns befremdet und fragend an, der Lübecker und ich; da beantwortete der Lübecker meinen Blick damit, daß er ſeinen Rock anzog. Der Lübecker wäre ohne mich nie nach dem Oberdiek gegangen, denn dazu war er nicht

dumm genug, denn ihm war ſchon mehr Wind unter der Naſe weggegangen, als dieſem Vorarbeiter und mir, aber er hat mir viel Anhänglichkeit bewieſen, und hat allezeit auf mich gehört, und ſo auch dieſes Mal, und als ich ihn zum Mitgehn aufforderte, da zog er ſeinen Rock gelaſſen wieder aus und ging meinetwegen mit, denn aus dem Vorarbeiter ſeinen Kommando machte er ſich nicht das Allergeringſte. Aber ich verſpürte meine Dummheit ebenſo gut, wie der Lübecker, aber das beſtimmte Kommando tat bei mir ſeine Schuldigkeit, und ich konnte wieder einmal nicht aus meiner Haut heraus. Da ging ich voraus und der Lübecker kam langſam hinterdrein. Da hing inmitten des Gerüſtes ein langes Tau von oben herab und am Fußboden lag eine ſchwere eiſerne Winde, aber am Gerüſt ſtand eine lange hohe Leiter, die führte hinauf bis zur unterſten Bühne. Da befahl uns der Vorarbeiter, die Leiter hinaufzuſteigen und ſetzte hinzu: „Wir wollen die Winde hoch ziehn.“ Da blickte ich mich um, wer mit dem Wir gemeint ſein könnte, denn da war weiter niemand als wir; aber da gewahrte ich, daß ganz oben auf der oberſten Bühne auch noch jemand war, da ſtieg ich voran und der Lübecker folgte. Da gelangten wir in reichlich halber Höhe des ganzen Gerüſtes auf die unterſte Bühne, die war noch ein wenig geräumig, da ſollte ſpäter das Eiſen liegen, was zum Guß verwendet wurde, da kletterten wir weiter bis auf die nächſte Bühne, da ſollte die Winde ſtehn, mit welcher das Eiſen heraufgewunden und welche wir jetzt hochziehn wollten, von da mußten wir

weiter bis auf die oberſte Bühne, da ſtand ein Haspel, da wurde uns klar, was wir tun ſollten. Aber die Rüſtbäume neigten oben alle nach der Mitte zu und ſo war die oberſte Bühne die kleinſte und engſte und war bloß ſo viel Platz, daß wir den Haspel regieren konnten. Da ſtand da oben der alte Zimmermann, und als wir heraufkamen, ging er uns ſogleich aus dem Wege und machte Platz, indem er ſich an einer Ecke außerhalb des Gerüſtes aufſtellte. Dort ſprangen einige Netzriegel einen halben Meter lang vor. So ſtand er in dem Sturm die ganze Zeit über und hat ſich bald mit dem einen Arm und bald mit dem andern, und dann wieder mit beiden Armen an den Rüſtbaum angeklammert, denn das Gerüſt ſchwankte da oben in dem Sturm ganz gefährlich, und man mußte immer die Augen zuſammenkneifen, weil man ſie voller Staub und Dreck bekam. Aber der Zimmermann hat nicht mit uns geſprochen, gleich als ob er taubſtumm wäre, ſondern er hat uns nur mit verächtlichen Blicken angeſehn. Aber das ging natürlich zu, denn der hatte ebenfalls den ganzen Tag geklopft, und wahrſcheinlich in derſelben Abſicht wie wir, nämlich um heute eine Stunde eher Feierabend zu haben; und nun war er beizeiten fertig da oben und hätte können heruntergehn, aber als wir beiden ſo willig heraufkamen, da mochte er das freilich nicht tun. Da war keine Vorrichtung weiter an dem Haspel zum Einhalten, da merkte ich wohl, daß wir uns ganz allein auf unſere vier Arme verlaſſen mußten. Da mußten wir noch lange ſtehn, bis das Tau an der Winde befeſtigt war,

und als wir ſie ſchon in der Schwebe hatten, hing ſie nicht gut, und mußten ſie ſinken laſſen, daß ſie anders befeſtigt wurde. Aber als wir ſie dann wieder in der Schwebe hatten, da haben wir ſie auch hochgewunden, aber mit Hinderniſſen, denn die Winde war Sperrgut und wollte mit den beiden langen Drehlingen durch die Bühnenöffnungen nicht hindurch. Da ſtand der Vorarbeiter auf der Leiter, um die Winde zu lenken und konnte ſelber vor Staub und Dreck kein Auge auftun, dann rief er: Sinken! und dann rief er wieder Hoch! und dann rief er wieder: Sinken! und dann rief er wieder Hoch! und dann gings noch lange nicht, und fehlte wenig, daß wir die ganze Winde wieder mußten herunterlaſſen, und bei der nächſten Oeffnung ging es wieder ſo. Aber kurz und gut, wir haben die Winde ohne Unfall hoch bekommen, bis ein paar Riegel untergeſchoben werden konnten, da ſtand ſie auf ihrem Platze. Da hatten wir die Ehre gehabt, da konnten wir wieder gehen. Da gingen wir ſchweigend nach unſerm Platz, und zogen die Röcke an und machten uns ebenſo ſchweigend auf den Nachhauſeweg. Denn keiner mochte was zum andern ſagen, und ich meinerſeits fühlte mich ſchuldig, daß wir waren hingegangen, aber ich war zugleich heimlich froh darüber, daß der Lübecker wie immer, auch dieſesmal auf mich gehört hatte, denn ſonſt wäre ich allein hingegangen, und da konnte die Sache ſchändlich werden für mich allein; der Lübecker aber pflegte mir niemals im Ernſt Vorwürfe zu machen, und ſo ſchwieg er auch diesmal ſtill, denn ernſt war die Sache geweſen. Aber als wir vor

die neue Mühle kamen, und ich das Waſſer rauſchen hörte, da konnte ich das Schweigen nicht länger aushalten, da ſagte ich: „Das ſoll uns aber nicht wieder paſſieren: meine Arme ſind ganz erſtarrt.“ Da ſagte der Lübecker ganz gelaſſen wie immer: „Ja, warum biſt Du hingegangen, das wollteſt Du ja ſo haben, ich nicht.“ Da ſagte ich: „Ja, da haſt Du wahrhaftig recht!“ Da ſagte der Lübecker noch gelaſſener als vorher: „Na, Du haſt ja ſonſt immer recht, da habe ich doch wenigſtens auch einmal recht.“ Da ſchwieg ich wieder, denn das war ja eine ganz verfluchte malitiöſe Antwort, die mir viel zu ſchaffen machte. Da kamen wir bald in unſer Quartier, da mochte ich kaum was eſſen, ſondern wollte bloß ruhen. Aber der alte ehrliche Lübecker mit ſeinem ganz hellen aſchblonden Haar und Bart; ja wenn ich ihn nicht ſo gut gekannt hätte! Der hatte ſich mit ſeiner Antwort bloß ehrlich an meine eigenen Worte gehalten, da muß ich ſeinen Worten ebenfalls ehrlich glauben, und daß ich immer recht hatte. Und werde mir das Recht auch nicht nehmen laſſen, wenn auch hundert Advokaten zwanzig Jahr lang deswegen keine Nacht nicht ſchlafen könnten. Ja, alter Freund, da habe ich aber diesmal auch recht gehabt damit, daß wir hingegangen ſind. Da hätteſt Du ſollen dem Vorarbeiter ſofort laut Beſcheid ſagen, aber ordentlich, denn ſolche Kommandeure, die kann man gar nicht laut genug zurückweiſen, das muß man weithin hören können, aber dann wäre ich bei Dir geblieben und wäre nicht hingegangen. Aber nachdem wir zu dem Kommando geſchwiegen hatten, und ſollten

uns nun ſtillſchweigend wegdrücken — nein, Lübecker, nein: Drückeberger nicht, nur kein Drückeberger. Haben wir vorher nichts geſagt, dann haben wir doch die Arbeit getan, die der von uns verlangt hat, da kann man doch nachher etwas ſagen, und wenn es auch dieſesmal etwas ſpät geworden iſt, ſo iſt es doch noch lange nicht zu ſpät.

Derzeit befand ſich auf dem Stahlwerk ſchon eine Budike, aber außer Wurſt und Speck und Käſe und Bier konnte man nichts kriegen, höchſtens noch ein Brötchen; aber auf dem Boden ſchliefen wohl 6—10 Mann, die kein Quartier hatten. Der eine davon hieß Temme, der war Arbeitsmann bei dem Engländer, welcher mit Chamotte mauerte, und hatte einen hellblonden Vollbart, und dann war da noch ein anderer, der wurde „Verwalters Fritz“ genannt, denn er hieß Fritz mit Vornamen und ſein Vater war bei Lebzeiten auf einem Gute in der Nähe der Stadt Verwalter geweſen, und ſo hatte er den Namen behalten: „Verwalters Fritz“. Dieſer hatte einen dunkelblonden Vollbart und hatte ſeine Arbeit an der Dampframme, aber nicht unten an der Maſchine, ſondern oben in der Spitze, und ſetzte die Jungfer auf. Und Temme war ebenfalls Osnabrücker, aber ſie hatten beide kein Quartier und waren auch nicht verheiratet, aber ſie waren beide ein paar prächtige Kerls, und ich war mit beiden gut bekannt; nur Temme trank zuweilen zu viel. Da war es eines Sonnabends, da war Zahlung geweſen, da mußte ich mit dem Lübecker wieder dableiben und Kalk löſchen. Und es war mitten im

Sommer, wo es kaum ordentlich dunkel wird, und war eine schöne Nacht. Aber als der Tag anbrach, da kam reichlich ein halbes Dutzend von den Budenbrüdern an, die waren am Abend in die Stadt gegangen und kehrten nun singend und angeheitert zurück, und gingen nach ihrem Schlafboden. Aber Fritz und Temme, als sie mich bei der Arbeit sahen, schwenkten sie beide ab, und kamen mit einem kräftigen Morgengruß nach uns herüber und fragten nach unserm Wohlergehen und Befinden. Es war schon ganz schön hell, und ich sah wohl, daß Fritz ganz fest auf seinen Füßen stand, aber Temme der schwankte, aber ich dachte ja nicht, daß er in das Kalkbassin fallen würde, in das wir seit Sonnabend Morgen ununterbrochen gelöscht hatten, das dampfte und war kochend heiß und war beinah voll. Da hatte ich eben einen Schott voll Kalk fertig und war noch am Rühren, da hörte ich auf und hielt den Kalkhaken mit einer Hand fest, und wandte mich an Temme und fragte: „Wie weit bist Du denn mit dem Engländer? kann er noch nicht bald deutsch?“ Aber da beeilte sich Verwalters Fritz, mir zu antworten, und während ich ihm zuhörte, nahm mir Temme den Kalkhaken aus der Hand und fing an zu rühren, aber ich beachtete es gar nicht, da sagte Fritz: „Ja, Junge, Du wirst Dich wundern, tu mir den Gefallen und geh morgen einmal hin zu ihm und sprich damit, da wirst Du es gewahr werden, wir haben ihn jetzt bald so weit, das haben wir ihm schon ganz schön beigebracht!“ Da rief Temme hinter uns atemlos: „Helft mir! Helft mir!“ Da stand er mitten im Bassin bis

unter die Arme im Kalk und wand ſich vergeblich, einen Schritt vorwärts zu kommen, da bückte ich mich erſchrocken, da reichte ich ihm die Hand ſchnell zu, aber es war ein Glück, daß er ſo weit drüben ſtand und meine Hand nicht erreichen konnte, denn ich ſtand auf dem äußerſten Rande, wo es ganz ſchlüpfrig war, und ich hätte ihn allein aus dem zähen Brei nicht herausgekriegt, und er hätte mich in der Angſt unfehlbar mit hineingezogen, und ich wäre ſicherlich mit dem Kopfe voraus hinein geſtürzt, aber da reichte ihm Fritz ſchon den Kalkhaken zu, da faßte er mit beiden Händen in das Eiſen, da zogen wir alle drei an dem Stiele, da kriegten wir ihn ſchnell heraus, und hatten ihm auch zum Glück keinen Arm ausgerenkt, da rief Fritz: „Halt feſt, Du mußt gleich ins kalte Waſſer!“ Da hielt er feſt, da ſchleiften wir ihn einige Schritt weiter bis ſeitwärts an den Kanal, da ließ er los, da ſetzte ihm Fritz den Kalkhaken vor die Hüfte und drängelte, da kollerte Temme die Böſchung hinunter in den Kanal, in welchem nur etwa ein Fuß hoch Waſſer ſtand. Aber da war er ganz nüchtern geworden, und ſtand gleich wieder auf, und kletterte nach oben und rief, wir ſollten ihm die Strümpfe ausziehen. Da zogen wir ihm ſchnell die Strümpfe aus, da ging er mit den Füßen in das Waſſer zu ſtehen. Denn die ganze Geſchichte war ſchnell von ſtatten gegangen, und die Kleidung hatte ihn oberhalb ſo lange geſchützt, bloß die Füße, die brannten ihm; aber außer einigen kleinen Blaſen unterhalb des Schienbeins war er mit dem Schrecken davon gekommen. Aber er ſah natürlich

aus, wie einer aussieht, den man aus dem Kalk gezogen hat, und der Kalklieferant mußte gewißlich einen Kubikfuß Kalk Schaden erleiden. Da entkleidete er sich da unten, und wusch gleich alles aus und zogs wieder an. Da fragte ihn Fritz: „Aber Mensch, wie kommst Du denn dazu, in die Kalkkuhle zu springen?“ Da rief er wütend: „Für meinen guten Willen! ich wollte helfen! für meinen guten Willen!“ Und bis Fritz mit ihm wegging nach dem Schlafboden, hat er das Wort noch mehrmals grollend wiederholt: „Für meinen guten Willen.“

Zu der Zeit baute das Werk auch eine Eisenbahnbrücke über die Haase zum eigenen Bedarf. Da waren zwei kolossal starke, bloß viereckig etwas behauene Eichenstämme über die Haase gelegt, und auf jedem Stamm war eine Eisenbahnschiene befestigt, und auf den Schienen stand die Dampframme, da wurden mächtige Stämme ins Flußbett eingerammt. Die Dampframme aber ruhte mitten auf den beiden Eichenstämmen. Da war es kurz nach jenem Vorfall, da war die Ramme in voller Tätigkeit, und Fritz stand, wie gewöhnlich, obenauf an seinem Posten, da kurz nach Frühstückszeit brach der eine Eichenstamm, die Ramme kippte so lang sie war seitwärts um und fiel ins Wasser, und Fritz flog in ungeheurem Schwunge der Ramme weit voraus mitten in die Haase. Aber er konnte schwimmen und tauchen wie eine Ente, und es währte nicht lange, da war er wieder auf dem Trocknen und die schnelle Reise durch die Luft hatte ihm weiter nichts geschadet. Aber da vermißte er seinen

Schnapsbuddel, denn er hatte den Inhalt zum Frühſtück nicht allen verkonſumiert, da ſprang er noch einmal ins Waſſer, und kam nicht eher wieder, bis er den Buddel hatte. Darnach ging Fritz nach der Budike, aber mittlerweile hatte auch der Engländer von dem Unfall gehört und eilte nach der Haaſe, da begegnete ihm Fritz aber ſchon unterwegs, da rief ihm der Engländer bedauerlich entgegen: „O, o, o, Fritz, in Waſ—ſer—ge—fal—len? in Waſ—ſer—ge—fal—len? o, Fritz, o, o, o, o!“ Da rief Fritz lachend: „O, das iſt nicht ſchlimm, das iſt ſchon lange her! ich bin ſchon bald wieder trocken, da hätt Ju müſſen eher kommen!“ Da ſetzte Fritz ſeinen Weg fort, aber der Engländer ging nach der Haaſe.

Aber als der ſeine Formen fertig hatte, ging er wieder zurück nach England, und dann war auch die Rammarbeit fertig, und es ging zum Winter, da hörten auch Temme und Fritz auf. Da habe ich den Temme lange Jahre nicht wieder geſehen, bis etwa 10 Jahre ſpäter, da war ich in einer Gaſtwirtſchaft in Quartier, die lag außerhalb der Stadt gegenüber der Schützenhofallee. Da ſtand ich eines Sonntags Morgen in der Gaſtſtube und ſah durchs Fenſter, da kam ein Fechtbruder mit dem Stocke vom Schützenhof her die Allee entlang, und trug vor ſich her, mit der Hand gegen die Bruſt gedrückt, einen Ballen, der ausſah wie ein kleiner in Zeitungspapier gewickelter Berliner. Da kam er herüber nach der Wirtſchaft und in die Gaſtſtube, da kannten wir uns wieder, da war es Temme. Er hatte es dieſen Morgen ſehr gut getroffen, denn auf dem

Schützenhof war tags vorher, am Sonnabend, Gänsebratenabend gewesen und die Mutter Piel hatte ihn mit einer großen Zeitung voller Gänsebratenüberreste beschenkt, damit kam er an und wollte frühstücken und sagte erfreut: „Man trifft doch immer noch gute Menschen!“ Da kostete ihm der Trunk diesen Morgen ebenfalls nichts, und wir freuten uns, daß wir beide noch gesund waren, aber er sagte einen Knochen abknabbernd: „Du hast noch mehr Fleisch auf den Rippen als ich.“ Und zum Besten mochte es dem alten Soldaten wohl auch nicht gegangen haben; ich habe ihn nach diesem nicht wiedergesehen. Und bald darauf habe ich auch Verwalters Fritz nicht mehr gesehen; er mußte sich nicht mehr in Osnabrück aufhalten. Bis dahin aber waren wir manchen Sonntag am Wasser gewesen, und er hatte mir die sämtlichen Krebs- und Fischereiverhältnisse an Ort und Stelle beigebracht, von der Stadt an bis über Melle hinaus nach Bruchmühlen.

Da lagen unweit der kleinen Pumpe eine große Anzahl starker gußeiserner Rohre, die sollten in der Bessemerhütte verwendet werden, da sollte starker Wasserdruck hindurchgehen. Aber die lagen schon lange da und mir nicht im Wege. Aber derzeit waren schon mehrere Meister auf dem Werke, um ihre Betriebe einzurichten, und als ich jetzt dort wieder an der Arbeit war, da brachten zwei Arbeiter eine Druckpumpe und zwei Böcke, und dann kam der Obermeister Ekart und nahm ohne eine Silbe zu sagen, die Pumpe in Beschlag, um die Rohre zu probieren. Da legten die

Arbeiter einige Rohre über die beiden Böcke und füllten ſie mit Waſſer und ſchroben Flanſche davor, und dann wurden die Rohre mit der Druckpumpe auf 70 Atmoſphären Druck probiert. Da hatte ich gute Zeit und konnte zuſehen, und da lag der Kalk und ich ſtand wie auf Kohlen. Aber den Meiſter Ekart hatte ich ſo wie ſo ſchon auf dem Viſier, denn er hatte mir vorher ſchon einmal einen dummen Streich geſpielt; das war kurz vorher geweſen, ehe der alte Maurermeiſter abging. Damals war es eines Morgens gleich nach Frühſtück, da kamen die Fuhrleute und brachten zwei Fuder Kalk und fragten, wo ſie abladen ſollten; da mußte der Kalk nach einer andern Stelle hin, da ging ich mit und zeigte ihnen den Platz. Aber als ich zurückkehrte, war meine Schubkarre verſchwunden, mit der ich den Kalk in das Kalkſchott karrte, und ſie war nirgends zu ſehen; da war ich verlegen genug, denn das war mir noch nicht vorgekommen, da gab ich mich auf die Suche, aber da konnte ich lange ſuchen, und fand ſie endlich im Walzwerk, und kannte ſie ſchon von weitem, denn ſie ſah von dem ewigen Kalkſtaub ganz hellgrau aus. Da hatten die Beſſemerleute in ihrem Betriebe nichts machen können, und um ſie zu beſchäftigen, waren ſie nach dem Walzwerk geſchickt, wo ſie einen Kanal ausſchachten ſollten; da hatte jeder eine Karre, und der eine Beſſemermann hatte die meinige. Da verweigerte er mir die Karre und ſagte beſtimmt: „Die Karre behalte ich, die hat mir Meiſter Ekart gegeben.“ Da ging ich nach der Beſſemer und ſuchte den Meiſter Ekart auf und hielt ihm das vor.

Da ſagte er: „Ja, wir ſind da vorbeigegangen, und die Karre ſtand da, da hat mich der Mann gefragt, ob er die Karre nehmen dürfte, da habe ich geſagt: wenn ſie nicht gebraucht wird, da ſoll er ſie mitnehmen.“ Mit dem Beſcheid konnte ich wieder gehen, aber von ſelber hätte der Mann die Karre nicht mitgenommen, denn ſo unwiſſend war er nicht, und hat wohl geſehn, daß die Karre zu dem Kalk gehörte und gebraucht wurde, aber auf dieſe Rede hin hat er es riskiert und hat ſie mitgenommen. Da ging ich wieder nach dem Walzwerk und wollte die Karre dem Manne mit Gewalt wegnehmen. Denn ich war vor ſeinem großen Barte nicht bange, ich wußte davon Beſcheid; der Huſarenwachtmeiſter, mit dem ich auf der Hüneburg Kippkarre gefahren hatte, der hatte noch einen viel größeren Bart gehabt, aber ſeitdem reſpektierte ich die großen Bärte nicht mehr. Aber ſeine Kameraden rechts und links ſtanden dem Manne gleich bei und hielten alle die Karre feſt, und es gab heftigen Wortwechſel. Da ſtand in einiger Entfernung die Direktion mit dem Maurermeiſter in Beratung, da wurden ſie aufmerkſam auf den Lärm und wandten ſich alle um, da mochte ich weiter keinen Spektakel machen und ging wieder weg um den Polier zu ſuchen; aber wer weiß, in welchem Kanal oder Schornſtein er grade ſtecken mochte, denn ich fand ihn nicht. Da ging ich wieder nach meinem Kalk und ſtand ratlos da und wartete, daß jemand käme, der mir meine Karre wieder verſchaffte. Da kam endlich Meiſter und Polier zuſammen um die Ecke gegangen, da ging ich entgegen, und ſagte

es dem Polier; aber der Meiſter hatte vorhin im Walzwerk den Spektakel gehört, da fiel er mir ins Wort und ſagte zum Polier: „Gehen Sie nur, ich werde ſelber mitgehn nach der Karre.“ Dann ſagte er zu mir: „Kommen Sie mit, kennen Sie denn Ihre Karre genau und haben Sie ſie heut ſchon gebraucht?“ Da ſagte ich: „Na, das iſt ja meine alte Karre, die habe ich ja ſchon über ein Vierteljahr tagtäglich regelmäßig im Gebrauch!“ Da ſagte er: „Darauf kommt es gar nicht an, ich will bloß wiſſen, ob Sie die Karre heut morgen ſchon benutzt haben.“ Da ſagte ich: „Gewiß, ich hab ſie heut morgen ſo lange gebraucht, bis der Kalkfuhrmann kam.“ Da ſagte er: „Dann iſt es gut; aber was war denn das vorhin für Lärm, wollten Sie denn den Mann ſchlagen? das merken Sie ſich: nicht ſchlagen! nur ja nicht ſchlagen! wenn Sie hier ſchlagen, da haben Sie verſpielt, wenn Ihnen hier jemand was will, dann kommen Sie zu mir und ſagen es mir, aber nur nicht ſchlagen!“ Da kamen wir in das Walzwerk, da hatte grade die Kolonne ſämtliche Karren voll Boden geladen, da zeigte ich dem Meiſter die Karre, da ging er flott drauf zu und ſagte zu mir, als wir an die Kolonne herankamen: „Kippen Sie um, kippen Sie nur um!“ Aber da machte er ſchon ſelber den Umſtürzler und trat mit dem Fuß dagegen, da flog die Karre um, und als ihn die Beſſemerleute da groß anſahen, da ſagte er kurz: „Der Mann kann mit ſeiner Arbeit nicht warten.“ Da ſchob ich ab und hatte die Karre wieder, aber da war ich dem Meiſter Ekart zu

Gefallen reichlich anderthalb Stunden umhergelaufen, und die Arbeit war versäumt.

Also kam mir der Meister Ekart auch jetzt wieder sehr ungelegen mit seinem Rohreprobieren, denn die lagen da schon lange genug und hätte längst können probiert sein. Oder sonst konnte er nun auch noch einige Tage warten, bis ich mit meiner Arbeit fertig war, denn eilig hat ers nicht gehabt. Oder wenn man das vorher gewußt hätte, da hätte man den Kalk dort nicht abladen lassen, da konnten die beiden Gruben auch noch einige Tage leer stehn. Freilich, wer bei den Maurern arbeitet, der ist ein gar armes und verachtetes Geschöpf und kann nicht verlangen, daß man von so etwas wird vorher in Kenntnis gesetzt. Dann fragte am nächsten Tage der Obermeister Ekart ganz unvermittelt auch noch, während er bei seinen Rohren stand und ohne mich anzusehen: „Sie kennen wohl das Kalklöschen auswendig?" Da hätte ich ihm beinahe eine schlechte Antwort gegeben, denn ich war aufgebracht, aber ich habe dazu geschwiegen. Denn das Kalklöschen, das kann ich und das kenne ich, damit muß mir keiner dumm kommen, wer das selber nicht kennt. Denn ob der Kalk gut oder schlecht geht, ob er viel oder wenig austut, darauf kommts an bei der Arbeit. Aber ob ichs auch auswendig kann? Natürlich kann ich das auswendig, allemal! da kann es jeder frei sehen und auch was man tut. Ach, bei Sommertag und gutem Wetter, da macht es auswendig Spaß, aber im Winter und Frühjahr, wenn die Gruben alle leer waren, im Februar, März und April, wenn man da

manche Nacht auswendig ſtehn mußte im ſcharfen ſteifen Nordoſt- oder Nordweſtwind und dann wieder im kalten feinen Regen oder Schneegeſtöber, dann geht einem bei der Arbeit das Fell von den Händen, ohne daß mans bei der Kälte ſpürt, dann iſt das Kalklöſchen auswendig kein Spaß, aber dann fragt kein Meiſter was danach, ob mans auswendig kann oder nicht, denn das verſteht ſich dann von ſelber. Da iſt keine Rede von auswendig können, da heißt es: Vogel friß oder ſtirb. Aber gleich wie ich das Einmaleins auswendig kann, ſo kann ich auch das Kalklöſchen auswendig, und was gilts, wenn ich dem Meiſter hundert Kubikfuß Kalk mit verbundenen Augen löſche? Und zwar in genau beſtimmter Zeit, und ſoll mir keiner den Kalk zumeſſen, ſondern wenn ich den Kalk kenne und weiß, was er austut, dann hole ich ihn mir ſelber mit der Schubkarre, mit verbundenen Augen vom Kalkhaufen weg, und der Meiſter und der Kalklieferant ſollen beide dabei ſtehn, damit keiner bei der Arbeit zu kurz kommt. Und wenn ich von ſelber aufhöre, dann können ſie den Kalk meſſen, und es ſoll kein voller Kubikfuß mehr oder weniger ſein. So ſtehts Schiff, und ſo ſtehts mit mir und mit meinem Können und mit meiner Kunſt im Kalklöſchen, und kanns auf jeden Fall auswendig. Aber als der Meiſter die erſten drei Rohre probiert hatte, da konnte ich während der Zeit nichts anderes tun, da hatte ich ihm die drei Mal zugeſehn, aber da konnte ich das Rohreprobieren auch ſchon auswendig. Denn wenn das Rohr gefüllt und verſchloſſen iſt, dann tut man

eine Anzahl Schläge mit der kleinen Druckpumpe, bis der Manometer auf 100 geht, weiter geht er nicht, dann hat das Rohr völlig Druck genug, dann sieht man sichs aufmerksam von allen Seiten an, ob es den Druck vertragen hat und dicht hält, dann gibt man ihm zum Ueberfluß vorsichtig noch hie und da einen leisen Schlag mit dem Handhammer, dann weiß man Bescheid, ob das Rohr Probe hält. Aber diese Arbeit kann man zur Not im Sonntagszeuge tun, und ist gar kein Vergleich gegen das Kalklöschen.

Aber nach wenig Tagen ließ ich die beiden Gruben wieder im Stich und sagte dem Polier Bescheid und ließ den Fuhrmann wieder wo anders abladen, denn Nachtschicht konnte ich an dieser Stelle nicht machen, denn der Brunnen war nicht tief genug, und wenn ich an dieser Stelle löschte, dann war er jeden Abend leer gepumpt. Auch war es eine trostlose Aufgabe, das Rohreprobieren mit anzusehn, denn wenn der Meister drei oder vier, oder eins oder fünf Stück probiert hatte, dann ging er erst wieder einmal weg, meist nach der Bessemer, manchmal kam er bald wieder, aber manchmal blieb er lange aus, und dann waren die beiden Kerls, die die Rohre füllten, ebenfalls weggelaufen, dann kam der Meister und wollte was tun, dann waren die Kerls nicht da, dann kamen die Kerls und wollten was tun, dann war der Meister wieder weggegangen, dann waren sie alle drei an der Arbeit, dann kam wieder ein anderer Meister hinzu und blieb stehn, dann wurde die Arbeit von beiden Meistern ausführlich besprochen, aber wenn das Gespräch zu Ende war, da

war man so klug wie zuvor. Da mußte ich warten wie ein Spitzbube, der das Wasser stehlen wollte, und war mir auch nicht anders zu Mute.

Aber nun konnte ich auch erst recht verstehn, wie den Fabrikbeamten allen zu Mute war, welche auf die Maurerarbeit warteten. Da klagte man sich die Not, wenn man unter sich war, vom Obersten bis zum Geringsten; aber wie vorsichtig sie auch dabei waren, es ist doch alles an den Tag gekommen und manchmal konnte man sie auch ganz unbemerkt auf frischer Tat erwischen. Dann ließen sie an den Maurern kein gutes Haar, das konnte man hören: „Ach das faule Maurerchor!" „Gebe nur der Himmel, daß wir die Maurer bald los werden." „Es nimmt ja alles einmal ein Ende, aber wenn die Maurer hier fort sind, da wollen wir lassen eine Messe lesen." „Man kennt ja die Maurer, die denken: Rom ist nicht an einem Tage gebaut." „Es wird hier noch ganz schön, wenn bloß die Maurer erst fertig wären." „Bei den Maurern kostet jeder Schweißtropfen einen Taler!" „Ich habe es mir am längsten mit angesehn, da hört ja alle Gemütlichkeit auf! man muß ja rein um den Kopf vernagelt sein! da stehn die Kerls bei der Arbeit da, mit ihren langen Pfeifen, und paffen wie die Nachtwächter! aber ich werde ihnen den Maurerkonsens schon abschaffen! sagen Sie es den Kerls nur! wenn ich noch einen rauchen sehe, den bestrafe ich, daß ihm die Haare wackeln!" Aber was das Rauchen anbelangt, da ist es nicht überflüssig, wenn man die Leute etwas über die Maurer beruhigt. Denn wenn man

lange dabei gearbeitet hat und ist tagtäglich des morgens und mittags und abends damit über den Weg gegangen, und ist jahrelang abwechselnd mit zwölf bis zwanzig Maurern in demselben Quartier gewesen, dann weiß man das. Reichlich über die Hälfte aller Maurer haben überhaupt gar nicht geraucht und hatten gar keine Tabakspfeife, aber welche hatten Sonntags und nach dem Abendbrot auch in der Woche lange Pfeifen, und von diesen hätten welche auch ganz gern bei der Arbeit geraucht, aber sie taten es nicht, weil sie wußten, daß man es ihnen dort übel nahm. Nur wenig einzelne haben sich an das Uebelnehmen nicht gekehrt und haben auch bei der Arbeit geraucht, aber dann hatten sie kurze Pfeifen.

Da war im Vorsommer unter andern ein fremder fixer Maurer zugereist gekommen, der war ein Braunschweiger, den Namen hab ich vergessen, der war noch nicht alt, aber älter als ich. Da kam der Herbst heran, da war in dem eine Stunde von der Stadt gelegenen Dorfe Oesede Kirmeß. Da hörte ich, daß des Sonntags viele hinmachen wollten, da wollte ich auch hin, da hatte ich nach Tische eine Stunde geschlafen, da machte ich mich auf den Weg, denn die Eisenbahn war noch nicht fertig. Aber als ich aus dem Johannistor ging, da rief mir einer nach, ich wandte mich um, da war es der Braunschweiger, da rief er: „Warte, ich komme mit!" Da waren wir ein Stück Wegs gegangen, aber er wollte gern fahren. Da kam uns im Trabe eine leere zweispännige Droschke von Oesede entgegen gefahren, da rief er dem Kutscher schon von weitem Halt

zu, und als dieſer nicht hören wollte, fiel er den Pferden in die Zügel, bis ſie ſtanden. Da rief der Kutſcher böſe, daß er keine Zeit hätte und erſt nach der Stadt müßte, aber er käme gleich wieder zurück. Aber der Braunſchweiger hörte nicht darauf, ſondern wandte die Pferde um, daß ſie wieder nach Oeſede zu ſtanden. Während dem kamen ununterbrochen Leute aus der Stadt, und wollten alle nach Oeſede, da rief er den Vorübergehenden zu: „Einſteigen wer mit will, aber ſchnell!“ Das ließen ſie ſich nicht zweimal ſagen und der Kutſcher ſchwieg ſtill, und ergab ſich, da war der Wagen im Augenblick überfüllt. Da ließ der Kutſcher die Pferde laufen; da kamen wir ſchnell nach Oeſede; aber beim Ausſteigen mußte jeder und jede fünf Groſchen bezahlen. Da befanden wir uns gleich mitten vor dem Trubel, da ſagte der Braunſchweiger zu mir: „Jetzt wollen wir uns aber den ganzen Kram hier einmal ordentlich anſehn, wir fangen gleich hier vorne an, es wird keine Bude überſchlagen.“ Aber die erſte Bude war eine Pfefferkuchenbude, da ſagte er: „Hier müſſen wir etwas verzehren.“ Da lagen viele Honigplätzchen auf einem Haufen, da hielt er ſeine Hand darüber und fragte die Frau: „Was koſtet der Griff?“ und ſie ſagte: „Das Stück einen Pfennig.“ Da kauften wir uns jeder ein Stück für einen Pfennig und aßen es auf, da gingen wir weiter an die zweite Bude, aber da gabs ebenfalls lauter Pfefferkuchen, da aßen wir wieder ein Stück für einen Pfennig. Dann kamen wir an die dritte Bude, da war ein Glücksrad, da nahmen wir jeder zwei Looſe, da gewann ich nichts,

aber der Braunschweiger gewann eine lange Tabakspfeife, da nahm er den Gewinn in Empfang und besah sich die Pfeife und sagte bedenklich: „Ich rauche ja garnicht.“ Da riet ich ihm, er sollte sich doch nicht den ganzen Nachmittag mit der Pfeife rumschleppen, und sollte sie bis zum Abend in Verwahrung geben, aber er sagte: „Nein, ich will sie mitnehmen, wenn wir noch mehr gewinnen, da haben wir gleich alles beieinander.“ Und so nahm er die Pfeife in den Mund als ob er rauchte, und dabei drängelten wir uns wieder eine Bude weiter. Aber dieses war eine Schießbude. Da schoß ich nach der Scheibe, aber der Braunschweiger schoß einer beweglichen Figur eine kleine Gipspfeife aus dem Mund. Dann nahm er seine lange Pfeife wieder in den Mund, da kamen wir vor die fünfte Bude und besahen sie von auswendig, da war es eine kleine Panoramabude. Aber da lachten die Leute über den Braunschweiger mit der langen Pfeife. Es sah auch lächerlich aus, denn er war ganz städtisch gekleidet und trug eine gute feine weiße Hose und weiße Weste und dazu einen guten schwarzen Gehrock und einen spitzen Hut nach der Mode.

Da gingen wir in das Panorama, aber es war niemand darin und wir waren die beiden Einzigen. Da waren an zwei Seiten entlang kleine runde Glasscheiben angebracht zum Hindurchsehen, da konnte man ganz Paris und die Seine und alles sehen. Da hatten wir alles gesehen und wollten wieder weg, da kam der Panoramaherr und sagte: „Hier ist noch ein kleines Extrakabinet, wenn Sie das auch sehen wollen,

das kostet die Person anderthalb Groschen." Da wollten wir das auch noch sehen und bezahlten, da schlug er einen Vorhang zurück, da konnten wir eintreten und wieder durch eine kleine Glasscheibe sehen, da sah man eine Frau im Hemde, die hatte Flöhe und fing sich Flöhe ab. Aber das Bild gefiel dem Braunschweiger nicht, da nahm er die lange Pfeife aus dem Munde und fragte den Panoramaherrn, der noch an dem Vorhang stand: „Ist das alles, was Du hier hast, oder kommt noch was nach?" Da fragte der Herr zurück: „Ja, ist das nicht schön?" Da traten wir durch den Vorhang zurück ins Panorama, da sagte der Braunschweiger: „Von wegen schön, schön ist ganz was anders! wenn Du uns die anderthalb Groschen wieder rausgibst, das ist schön! Du kannst Dich malen lassen mit Deiner Flohmaschine, die will ich nicht umsonst sehn, die kannst Du Dir selber betrachten! Wenn das schön ist, da ist alles schön! aber jetzt gib einmal das Geld wieder raus, sonst wird sich die Schönheit ausweisen!" Da sagte der Panoramaherr beschwichtigend: „Na na, na na," da rief der Braunschweiger: „Du denkst wohl, Du hast hier ein paar Bauernjungens vor Dir, heraus mit dem Gelde!" Da rief der Panoramaherr: „Sind Sie von Sinnen?" Da wollte er weggehn, aber als er sich dazu gerade halb herumgedreht hatte, da haute ihn der Braunschweiger mit der schönen, neuen, langen Pfeife einen mächtigen Hieb quer über den Rücken: da ging der Pfeifenkopf kurz und klein und der Abguß flog weg und das Pfeifenrohr zerbrach in vier Stücke, und bloß der

Pfeifenschwung blieb noch in seiner Hand. Aber da rief der Herr laut: „Ist kein Gensdarm da!“ Dabei sah er den Braunschweiger an. Da warf ihm dieser den Pfeifenschwung ins Gesicht, aber davon erschreckte er sich und verlor seinen Hut und bückte sich nach ihm. Da bekam er von dem Braunschweiger noch einen Tritt, daß er längelangs über seinen Hut wegflog. Dann sagte er: „Komm!“ und ging flott aus der Bude, und ich hinterdrein. Aber da war unsere schöne Reihenfolge gestört, denn in dem kolossalen Menschengedränge kamen wir auseinander, und es war nicht daran zu denken, daß man sich da wieder zusammen fand. Da ließ ich mir in einer Wirtschaft was zu essen und zu trinken geben und machte mich gegen Abend auf den Weg, und kam bei guter Zeit wieder nach Hause.

Aber viel mehr als das weiß ich von den Maurern ihren Pfeifen und ihrem Tabak auch nicht; nur daß er billig zu haben ist; aber wenn die Franziskaner kommen und Mission abhalten, die wissen da mehr davon. Aber soviel weiß jedermann, wenn der Ofen oder die Kochmaschine nicht mehr zieht, dann raucht es, dann verräuchert das Essen, und man kriegt keine warme Stube mehr, und dann ist es nicht mehr zum Aushalten, und wenn man nicht selber helfen kann, dann läßt man einen Maurer kommen, der wird schon Rat schaffen.

Eines Tags trug ich bei einem Brunnenbau den Maurern die Backsteine zu, da kam der Meister Ekart aus dem Hause und hatte Mittag gegessen und wollte wieder nach dem Werke und mußte nahe an uns vorbei, denn er bewohnte das letzte der drei Häuser.

Und es mußte ihm wohl geschmeckt haben, denn er ging nicht vorbei, sondern kam ausnahmsweise die paar Schritte zum Brunnen herüber und fragte gut gelaunt: „Na, wie tief wollt Ihr denn eigentlich mit dem Brunnen? Ihr mauert ja immer noch auf!“ Da sagte der eine Maurer: „Ja, wer weiß, wie tief wir noch müssen, es muß doch erst anderes Wasser kommen, als wir bis jetzt gehabt haben, daß die Leute hier doch wenigstens ordentliches Trinkwasser haben.“ Da sagte der Meister: „Na meinetwegen — soviel Wasser wie ich trinke, — ich warte nicht darauf.“ Da trat er an den Brunnenrand und sah hinunter, da sagte er: „Was ist denn das? wie sieht das aus? das sieht ja ganz gefährlich aus, da nehmt Euch nur in acht da unten, wie kommt denn das?“ Da sagte der Maurer: „Es sackt so schlecht hier oben, aber es sieht gefährlicher aus als es ist, denn die Risse gehen alle in die Runde, aber wenn die Risse nach oben gingen, da wäre es gefährlicher.“ Da sagte der Meister: „Ja, nehmt Euch nur in acht, es sieht gefährlich genug aus, kümmert sich denn da niemand drum?“ Da sagte der andere Maurer: „Ja, Meister Ekart: und da haben uns die Leute hier noch dazu schlecht gemacht und haben uns beim Herrn Direktor blamiert, daß wir hier nichts täten!“ Da warf der Meister den Kopf zurück und sagte hart und unwillig: „Na, das braucht Ihr mir doch nicht zu sagen!“ und ging gleich weg. Da arbeiteten wir weiter, bis es sechs Uhr war, da kam die Ablösung, da hörten sie, was vorgefallen war. Da dachten sie zunächst nicht an das Einfahren, und

wir dachten nicht an das Weggehen, sondern alle traten zusammen und überlegten gemeinschaftlich, wer uns die Blamage beim Direktor gemacht haben könnte. Da fragte der eine Maurer, der gewissermaßen den Vorsitz inne hatte: „Sollte das wohl einer von den Arbeitern getan haben, die da vorn in den Familienhäusern wohnen?“ Da erhielt er zur Antwort: „Ach, das ist ja lächerlich, so verwandt sind die garnicht mit dem Direktor; die Leute haben das nicht getan, die kümmern sich nicht um uns, man kriegt ja gar keinen zu sehen davon. Nein nein, das glaube ja nicht, daß das die Leute getan haben; aber hier, hier, in diesen drei Häusern, um die handelt es sich, hier steckt der drin, ders getan hat.“ Da fragte der Vorsitzende: „Ja, sollte das Meister Ekart wohl getan haben?“ Da lautete die Antwort einstimmig: „Nein, Meister Ekart hat das nicht getan!“ Da stimmte der Frager selbst mit ein: „Ekart hat das nicht getan.“ Da fragte er weiter: „Aber Bello, wie ist es mit dem?“ Da hieß es: „Der ist grade nicht zu gut dazu, das weiß man wohl, aber daß er so schlecht wäre, das sollte man nicht glauben.“ Da sagte der Vorsitzende: „Na, wenn es Bello nicht getan hat, da ist ja weiter keiner mehr da, als der hier in dem mittelsten Hause wohnt, da muß der das getan haben.“ Da streckten sie die Arme aus gegen den Sprecher und sagten mit entscheidender Sicherheit: „Der hats getan, keiner weiter, das ist derjenige!“ Damit hatte jeder dem andern seine Gedanken ausgesprochen und waren alle derselben Gewißheit.

Zwei Blaumacher

Einmal hatte bei uns auf dem Stahlwerk in Osnabrück ein Arbeiter angefangen und war bei den Ofenleuten eingestellt worden. Der Mann war Soldat gewesen, was man ihm noch auf jeden Schritt und Tritt ansah; aber ob er den Feldzug schon mitgemacht hatte, das ist mir entfallen. Der hatte ein stilles, ruhiges, anspruchsloses Wesen und zeichnete sich vor anderen dadurch aus, daß er „Guten Morgen!“ sagte, wenn er des Morgens an einem vorbeikam. So tat er auch tagtäglich gleich den anderen seine Arbeit mit der Schubkarre und war bei seinen Kameraden wie bei allen anderen wohlgelitten. Aber der Mann hatte einen schlimmen Fehler, den nämlichen, den der Hattinger gehabt hatte, er trank. Er trank zwar nicht bei der Arbeit und feierte auch nicht des Montags, aber am Tage nach der Zahlung war er schon verschiedene Male ausgeblieben. Da hatte er wieder einmal gefeiert, da machte ihm der Meister bekannt: wenn er jetzt noch einmal feierte, würde er entlassen; da nahm er sich zusammen und feierte sechs Wochen lang nicht wieder. Da gab es eines Freitags abends Geld, da blieb er am Sonnabend wieder aus, aber am Montag Morgen war er wieder da, und man sah aus

seiner niedrigen Jackettasche das Papier herausragen, in dem sich sein Frühstücksbrot eingewickelt befand, und daß er zu arbeiten gedachte. Aber er wartete erst, bis der Meister kam, um sich zu melden. Aber da schrieb ihm der Meister einen Schein, damit er sich beim Kassierer das Geld holen konnte, was er noch zu fordern hatte, und gab ihm seine Entlassung. Und er verteidigte sich mit keinem Wort, und indem er dem Meister zum Abschied in bedrücktem Tone noch einmal „Guten Morgen!“ bot, trat er aus der Zimmertür und war entlassen und ging ab, ohne sich umzusehen. Aber zu Mittag kam seine Frau mit dem Handkorbe und wollte ihm das Essen bringen. Da kam er ihr nicht vor der Tür entgegen; da kam sie ins Magazin und fragte nach ihm und hörte, daß er entlassen wäre. Und es war eine so nette Frau, und sie verbarg den Schrecken, so gut sie konnte, und sagte weiter gar nichts, aber sie fragte, ob niemand wüßte, wo er hingegangen wäre. Und als das keiner wußte, ging sie mit dem Essen wieder weg. Aber vierzehn Tage später reiste die Frau mit ihren beiden kleinen Kindern ab nach Fürstenau in ihre Heimat zu ihren Eltern und kam nicht wieder; da war die Familie zerstört und auseinander. Aber der Mann hatte den Feiertag nicht allein begangen, sondern es waren ihrer zwei gewesen, und der andere gehörte ebenfalls zu den Ofenleuten und war eben vom Militär entlassen, aber dieser war ein ganz schnodderiger Geselle und glich dem vorigen in keiner Beziehung. Aber wie das gekommen ist, daß sie beide denselben Tag feierten, und welcher von

beiden den andern dazu überredet hat, danach hat niemand gefragt. Aber während der Verheiratete am Montag Morgen wiederkam und entlassen wurde, kehrte der andere erst Mittwoch Morgen zurück und log dem Meister irgend was vor, da war die Sache gut, da nahm er seine Schubkarre und fing wieder an zu arbeiten. Da bekam er im Laufe des Vormittags den Auftrag: vom Tonschneider einen Satz Masse auf den Boden zu tragen, denn auf dem Boden war ein Former beschäftigt, und dessen Masse war alle. Da hatte er eben wieder ein Brett voll Masse auf der Schulter nach oben getragen, da kam unser neuester Ingenieur durch die Tür und lief eilig die Treppe hinauf und sah recht aufgeregt aus, wie noch nie, daß ich mich wundern mußte. Aber es war bloß wegen dem Manne gewesen, der die drei Tage gefeiert hatte. Dem war er gleich oben an der Treppe begegnet, da hatte er ihn gewaltig angedonnert; aber viel hatte er nicht vorrätig gehabt, es waren nur drei bis vier kurze Sätze gewesen, wovon ich nur den einen behalten habe: „Drei Tage lang besoffen gewesen!“ Und nach wenig Sekunden war wieder Friede, und die ganze Sache war damit abgemacht. Da kamen sie beide die Treppe herunter, und der Ingenieur ging wieder aus der Tür, und der Arbeiter ging wieder nach dem Tonschneider, und ließ sich wieder ein ander Brett voll Masse auf die Schulter geben und kehrte zurück, aber er ging damit an der Treppe vorbei und kam bis zu mir und bückte sich und legte die Hand, die er frei hatte, auf den Leib, und wollte von innerlichem

Vergnügen berſten und fragte mich grinſend: „Haſt Du gehört?“ Da nickte ich, da tanzte er auf den Platten mit dem ſchweren Brett von Maſſe auf der Schulter einen Schottiſchen, bis zurück nach der Treppe und ſtieg im Paradeſchritt hinauf. Und das war auch ganz natürlich und ein billiges Vergnügen, denn ſoviel Ehre und ſoviel Schmeichelei mochte er wohl noch gar nicht gehabt haben, ſeit er vom Militär losgekommen war, und die Ehre war auf beiden Seiten, und der Ingenieur hatte ſich die Gelegenheit, auch einmal etwas zu ſagen, nicht entgehen laſſen wollen, denn ſo lange hatte man noch gar nichts von ihm gehört. Und dieſes Nachſpiel war offenbar das Heiterſte an der ganzen Geſchichte.

Bleichers Begräbnis

In meinem Quartier im Wirtshause zu Osnabrück logierte unter andern auch einmal ein junger, unverheirateter Walzer, der im Walzwerk an der Walze arbeitete. Der hieß Bleicher, und obwohl er eine Reihe Jahre jünger war als ich, waren wir gute Freunde geworden, und als ich danach aus der Wirtschaft auszog, da besuchte er mich allsonntäglich in meinem neuen Quartier. Da kam er eines Sonntags mit der Nachricht an, daß das Walzwerk heut über acht Tage einen Ball veranstaltete, und lud mich dazu ein. Da lehnte ich entschieden ab, aber er nahm die Ablehnung nicht ernst, und sagte schließlich, er würde über acht Tage kommen und mich abholen. Da kam er über acht Tage wieder und da mochte ich sagen, was ich wollte, wenn ich nicht Feindschaft haben wollte, da mußte ich mitgehn und ging mit. Da gingen wir nach dem betreffenden Lokal und kamen früh genug, und war noch nicht losgegangen, aber das ganze Walzwerk war schon anwesend und war Gedränge. Da setzten wir uns zunächst gleich neben der Tür an einen Tisch und bestellten uns Bier, aber Bleicher wartete es gar nicht ab, sondern wollte einen Kameraden sprechen und stand wieder auf und

mischte sich ins Gedränge. Da war er keine fünf Minuten vom Tisch weg, da wurde ich aufmerksam: Da wurden erregte Rufe laut, und alles drängte nach der Mitte des Zimmers, aber ich blieb sitzen. Da arbeitete sich mit einem Male Bleicher aus dem Gedränge heraus und sah ganz verstört aus, da stand ich auf und rief: „Mensch, was ist Dir?“ Da rief er mit erstickter Stimme: „Der Kerl hat mich geschlagen!“ Da drängte sich der Obermeister Müller vom Walzwerk hinter Bleicher vor und hielt mir seine beiden Fäuste entgegen und brüllte: „Nicht schlagen! nicht schlagen! wenn geschlagen wird, da haben wir auch noch Fäuste!“ Aber ich hätte bloß ein Wort sagen dürfen, denn da waren schon im Augenblick ein halb Dutzend Mann um uns herum, die mich fest ansahen und sich alle für Bleicher schlagen wollten. Aber ich beachtete es nicht, denn ich hatte keine Lust zum Schlagen, und der Obermeister hätte seine Drohung nur etwas früher und bei andern Leuten bekannt machen sollen; aber da hörte man schon wieder lauten Wortwechsel von der andern Seite und alles drängte dahin und auch Bleicher. Aber da spielte im Saale die Musik und der Streit beruhigte sich wieder, und ich erkundigte mich bei den Zurückgebliebenen, wer den Bleicher geschlagen hätte. Da hörte ich, daß ihm der Walzmeister Schmidt eine Backpfeife gegeben hätte, aber weshalb, das konnte mir keiner sagen, das wußte keiner.

Von Bleicher aber sah und hörte ich nichts mehr, und so blieb ich noch ungefähr eine gute halbe Stunde

New York Public Library
CENTRAL COLLECTION
ST. AGNES BRANCH
CIRCULATING

am Tiſche ſitzen, bis es draußen dunkelte, da ging ich nach Hauſe. Aber erſt ſpäter habe ich den Hergang erfahren. Da hatte jemand den Bleicher aufmerkſam gemacht und hatte zu ihm geſagt: „Sieh doch einmal, was dem Schmidt ſeine Frau für ein ſchönes Tuch um hat.“ Da hatte Bleicher verächtlich geſagt: „Wer weiß, obs bezahlt iſt!“ Das hatte jemand dem Schmidt hinterbracht, und da hatte er dem Bleicher die Backpfeife gegeben.

Aber ich ſollte Bleicher lebendig nicht wiederſehen, denn er wurde bald danach krank. Da hörte ich, daß er ſchon ein paar Tage nicht wäre nach der Arbeit gekommen, da ging ich Abends nach ſeinem Quartier, da hörte ich, daß er heute krank abgereiſt wäre nach Bochum zu ſeinen Eltern. Aber nach acht Tagen kam ein Brief, daß Bleicher das Nervenfieber hätte und ſchwer krank läge, und wenig Tage darnach kam die Nachricht: daß er geſtorben wäre. Da erſchrak ich mächtig und ging Abends nach ſeinen Quartier, um näheres zu erfahren. Da war im Gaſtzimmer der Obermeiſter nebſt einem Teil des Walzwerksvereins ſchon verſammelt zur Beratung, da war Nachricht gekommen, daß die Beerdigung nächſten Sonntag ſtattfände. Da wurde beſchloſſen, daß der Verein mit der Vereinsfahne am nächſten Sonntag nach Bochum zur Beerdigung fahren wollte, die Abfahrtszeit wurde feſtgeſetzt, und ich erklärte, daß ich mich anſchließen und mitfahren wollte. Aber als ich Sonnabend Abend wieder nach der Wirtſchaft kam, da hörte ich, daß der Verein als ſolcher nicht mitmachen wollte. Da fragte

ich: „Na, wer fährt denn da mit?“ Da zuckten sie die Achseln und einer sagte: „Keiner“. Da fragte ich, wie das käme, da bekam ich zur Antwort: „Der Obermeister hat das Sterbegeld hingeschickt, aber hinfahren wollen sie nicht.“ Da war ich empört und muckte auf und sagte: „Na gut, da fahre ich allein hin! So muß es kommen! Aber wenn was anderes los ist, da sind sie bei der Hand, da wackelt die Fahne die Straßen entlang!“ und sagte noch mehr. Aber während dem standen einige Mann auf und verließen das Gastzimmer, aber ein Meister stand auf und kam nach mir hin und gab mir die Hand und sagte vertraulich: „Ich fahre morgen früh mit.“ Da kam am Sonntag früh dieser Meister nach dem Bahnhof und außerdem noch Bleicher seine Schwester, die in Osnabrück verheiratet war und das jüngste Kind auf dem Arme trug, aber weiter war niemand gekommen. Da kamen wir nach Bochum, da wohnten die Eltern auf der Arbeiterkolonie Stahlhausen, und die Schwester wußte den Weg. Da ging sie voraus nach dem Trauerhause, da stand in dem kleinen Hausflur der offene Sarg, und Bleicher lag mit gefalteten Händen darin. Da gingen die andern nach kurzem Aufenthalt ins Zimmer, aber ich mußte noch lange am Sarge stehn bleiben, bis nachher der Vater kam und mich leise nötigte, ins Zimmer zu kommen, wo ich was essen sollte. Aber ich mochte nichts essen und mochte auch keinen Schnaps, und bald Nachmittag war die Beerdigung, da bekam Bleicher noch etwas junges Grün in den Sarg, denn es war um die Osterzeit, ich glaube gar, es war am

605981 A

erſten Oſtertag, dann wurde der Sarg geſchloſſen. Da mußte ich mich erſtaunen über den langen langen Leichenzug, und ſah aus, als ob der ganze Bochumer Verein mitginge. Aber die Eltern waren ruhige, biedere Leute, und der Vater arbeitete auf dem Verein und ging nach der Beerdigung ein wenig mit uns rund und zeigte uns, was alles war gebaut worden, und führte uns ſchließlich in eine Wirtſchaft, wo wir ein Glas Bier tranken. Aber da waren mehr Leute und die kannten den Vater und fragten ihn: ob wir beide denn die ganzen Osnabrücker wären, da mußte er zuſtimmen. Da kamen wir wieder nach Hauſe, da hatte die Mutter Kaffee gekocht, da tranken wir Kaffee, da wurde etwas geſprochen und der Vater erzählte: daß ihn die Bochumer ſchon während der Beerdigung gefragt hätten, wo denn die Osnabrücker wären, und bedauerte, daß gar keine Kollegen von ſeinem Sohne gekommen wären, und fragte, wie das zuginge. Aber ich ſprach wenig und überließ das Sprechen dem Meiſter, denn der ſprach wohl immer, aber ſein Sprechen gefiel mir nicht, denn er ſagte kein einziges entſchiedenes Wort, da ſagte ich ſchließlich: „Na, es iſt ja nun vorbei, und Julius hat Gefolge genug gehabt, und das hat mich gefreut, aber in Osnabrück will ich die Sache zur Sprache bringen.“ Da war die Zeit um, da mußten wir wieder zur Bahn. Aber man mußte erſt eine ganze Strecke mit dem Omnibus fahren, und auf dem Bahnhof ging der Meiſter allein hin und löſte drei Billets, aber die galten nur bis zur nächſten Station; da bezahlten wir das wenige Geld, aber ich

ſprach mein Befremden darüber aus, da ſagte der Meiſter: er würde die Billets nach Osnabrück auf der nächſten Station löſen, aber er wollte erſt einmal mit dem Schaffner ſprechen. Da ging der Meiſter auf der nächſten Station aus dem Wagen und als er wiederkam, da verlangte er von der Frau und von mir einige wenige Groſchen Geld, damit ging er wieder weg, und als er zurückkehrte, da ſagte er: „Jetzt iſt alles abgemacht, jetzt fahren wir nach Osnabrück.“ So endete der Beerdigungstag mit einer gehörigen Betrügerei, und wir fuhren ohne Billet nach Osnabrück zurück.

Da gedachte ich nach wenig Tagen an mein Verſprechen und wollte die Sache zur Sprache bringen. Hmmm ja, jawohlja, jawohl; das war ſchön von mir und konnte wahr ſein und war auch wirklich wahr. Da war ich bald verlegen und wußte gar nicht, wie und wo ich das anfangen ſollte, aber nach drei Tagen hielt ich es für das beſte: wenn ich den ganzen Vorfall unſerm Ingenieur mitteilte, dann würde die Sache ſchon zur Sprache kommen. Dieſer pflegte aber in der Regel jeden Morgen nach Frühſtück zu kommen, um einen Rundgang in der Werkſtatt zu machen, dann ging er wieder. Da kam er, da wollte ich ihm das aber nicht in der Werkſtatt ſagen, da ging ich vor die Tür und ein Stück voraus und wartete im Geleiſe, bis er von dem Rundgang zurückkehrte und wieder fort wollte. Da trat ich ihm entgegen und hielt ihn auf, um ihm den Vorfall mitzuteilen. Aber ſchon nach wenig Worten, als er merkte, wo das hinaus ſollte,

da ſtampfte er heftig mit einem Fuß auf die Schiene auf und rief ungeduldig und böſe aus: „Na, was wollen Sie denn?“ Aber ich ließ mich nicht irre machen und ſprach herzhaft weiter, bis ich meinen Vortrag ſo kurz als möglich beendet hatte. Da ſagte der Ingenieur in die Ferne ſehend: „Ja, das iſt ein ſchlechtes Ding! Mit ſolchen Sachen will ich nichts zu tun haben! Demnach handelt es ſich hier alſo um zwei Parteien, von denen die eine Partei die andere unterdrückt hat. Aber das iſt nun einmal ſo in der Welt: Parteien hat man überall im Leben, und die ſchwächere wird von der ſtärkeren unterdrückt. Es tut mir leid, daß es gerade Ihr Freund iſt, der zu der unterdrückten Partei gehört hat, aber in ſolche Sachen faſſe ich nicht gerne rin.“ Mit dieſem Beſcheid ließ mich der Ingenieur ſtehn und ging eilig weiter, und ich kehrte langſam in die Werkſtatt zurück an meine Arbeit. Hm jaa, jawohlja, das war auch eine ſchöne Rede und war mir ganz was Neues und konnte wahr ſein und war auch wirklich wahr, und morgen früh iſt die Nacht rum. Da waren einige Tage vergangen, da kam unſer neuer Meiſter nach mir hin und lehnte ſich an den Formtiſch und ſah mir eine Weile zu. Aber das tat er bisher immer bei andern, nur nicht bei mir, denn er ſprach mit mir nicht und ging immer in einem Bogen um mich herum, als wenn es bei mir nicht gut riechen täte. Da mußte er meine Unterredung beobachtet haben und fragte mich ſchüchtern, was ich neulich von dem Ingenieur gewollt hätte. Da fragte ich ihn, warum er das wiſſen wollte. Da ſagte er:

„Ja, er ist seitdem noch nicht wieder hier gewesen.“ Da beruhigte ich ihn und sagte, daß das Gespräch die Steinfabrik nicht betroffen hätte, und daß er schon wiederkommen würde. Und er kam auch wieder, aber er ging mir ebenso aus dem Wege wie der Meister. Da kam das ganze Ingenieursansehen bei mir ins Wanken. Denn ich hatte als Junge in meinem Vater seinem Fremdwörterbuche gelesen, daß ein Ingenieur ein Wallbaumeister wäre und zur Kriegskunst gehörte, und ich wußte es noch und hatte allen Respekt davor, aber nun mußte ich mich wundern, wieso die Ingenieurs in die Fabriken kämen und was sie da zu tun und zu suchen hätten, und bezweifelte ganz und gar, daß das richtige Ingenieurs wären. Aber als ich noch beim Eisenbahnbau arbeitete und nach dem Blankenheimer Tunnel kam, da kriegte ich zum ersten Mal einen richtigen Ingenieur zu sehen. Da war der Tunnel von zwei Seiten zugleich in Angriff genommen, und die Mündungen waren groß genug und schon gewölbt, aber je tiefer man hineinging, sah man bald nichts mehr von der Mündung und vom Tageslicht vor lauter Pulverdampf, und der Tunnel wurde immer enger, bis man vor Ort kam, da war das Loch bloß noch so groß, daß man aufrecht stehen konnte und so breit, daß zwei Mann nebeneinander arbeiten konnten, aber die bohrten weder oben noch unten noch zur Seite, sondern bloß immer voraus, damit sie voran kamen. Aber hinter ihnen waren von der Mündung aus viele Mann beschäftigt, um den Tunnel zu erweitern, bis er die bestimmte Höhe und Breite hatte.

Und wenn man ſeinen Wagen mit losgeſprengten Steinen belud, und es kam einer gegangen mit einem großen Lampenlicht in der Hand, der Feuer rief, dann flüchtete man, denn der trieb alles vor ſich her und gab acht, daß kein Menſch hinter ihm zurück blieb, denn dann waren die Zündſchnuren angezündet, und bald entluden ſich die Sprengſchüſſe maſſenhaft, daß es ſchauerlich in dem Tunnel widerhallte. Und wenn man ſo vor Ort ſtand bei trübem Lampenlicht in der Finſternis, da war man bange, ob die beiden kleinen Höhlen ſchließlich auch würden in der Mitte aufeinander treffen. Aber das war eben dem Ingenieur ſeine Arbeit, daß er immer die richtige Mitte angab; und daß er ſich dabei nicht irrte, das war eben ſeine Kunſt. Da hatte ich genügend Reſpekt gekriegt vor den Ingenieuren; aber jetzt war das Ding ſchlecht.

Da wußte ich keinen andern Rat, da wollte ich den Vorfall dem Direktor vortragen, damit die Sache zur Sprache käme. Aber ich hatte da noch einen guten Freund und wußte, daß er mir zugetan war. Der war klüger als ich und wußte beſſer Beſcheid als ich, denn er kümmerte ſich um alles und war ganz anders als ich und kroch überall herum und wußte alles, was paſſiert. Zu dieſem ging ich hin und ſagte ihm von meinem Vorhaben und wollte ſeine Anſicht hören, da ſagte er zu meiner Verwunderung: „Nein, Du biſt doch wirklich ein guter Kerl!“ Und lachte über mich und fragte: „Wie kommſt Du denn dazu, mit dem Kuttenflicker zuſammen nach Bochum zu fahren?“ Da kriegte ich

einen schmählichen Schrecken, denn ich hatte wohl gehört, daß die Arbeitsleute den einen Meister höhnisch den Kuttenflicker nannten, aber ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß er der war, der mit mir nach Bochum gefahren war. „Das hättest Du dem Ingenieur gar nicht sagen dürfen, der wird sich hüten und wird das zur Sprache bringen, das kann er nicht, wenn er auch gern möchte. Dir gefällts wohl nicht mehr auf dem Stahlwerk? Nimm Dich nur in acht!“ Da sagte ich niedergeschlagen: „Ach deswegen; mir gefällts auf dem Stahlwerk schon lange nicht mehr.“ Da faßte er mich nach einer kleinen Pause unter den Arm und sagte ernst und zudringlich: „Tu mir den einzigen Gefallen und sage es nicht dem Direktor. Du kannst gar nichts verkehrter tun, als wenn Du mit dieser Sache nach dem Direktor gehst. Denke doch nur etwas nach. Der Obermeister und der Direktor sind ja die dicksten Freunde; wenn die unter vier Augen sind, da sagen sie Du zu einander und trinken aus einer Flasche, und wenn der eine kix sagt, da sagt der andere kax. Was willst Du denn daran machen? Das kann keiner ändern und die Ingenieurs können das auch nicht, denn die machen es untereinander gerade so, und wenn der Oberingenieur schwipp sagt, da sagt der andere schwapp. Was fragen die danach, sie sind alle zusammen froh, daß sie das Leben haben.“ Da ließ mich der Freund los und schwieg und sah mich an, aber als ich nichts sagte, da fing er noch einmal an: „Du machst es ja ganz verkehrt; wie Du es machst, da tust Du Dir ja bloß selber Schaden! Das mußt

Du ganz anders andrehn, wenn Du willſt angeſehen ſein. Da willſt Du nun mit ſolchen Sachen zu dem Direktor gehn! Nein, gerade im Gegenteil: Du ſollſt das Werk gegen alle Angriffe verteidigen, aber nicht mit ſolchen Sachen kommen. Mitmachen mußt Du, wenn Du was bezwecken willſt! Sei doch der allererbärmlichſte Kerl, da ſtehſt Du Dich ja viel beſſer! Hier muß jeder mitſchmeicheln und mitſchmarotzen, und jeder muß mitſaufen und mitbelügen und mitbetrügen, und ehe ſie das nicht alle zuſammen tun, eher wird es nicht beſſer. Wenn ſie erſt ſehn, daß das alle tun und daß keiner mehr eine Ausnahme macht, und daß alles ein Kleiſter und ein Dreck und ein Moraſt iſt, dann ſollte man doch meinen, daß ſie ſich endlich ſelbſt davor ekeln müßten, dann kanns noch einmal beſſer werden, aber das iſt das einzige Mittel." Da hatte ich meinen Kopf ſo voll wie der Werkmeiſter und wollte weggehn. Da fragte mich der Freund noch: „Na, was willſt Du denn nun machen?" Da ſagte ich: „Das weiß ich jetzt ſelber nicht, aber nach dem Direktor gehn will ich nicht." Da rief er mit Nachdruck: „Na, wenn Du das nur weißt!"

Da war ich ganz verdrießlich wegen meiner Worte, die ich gegen den alten Arbeiter in Bochum ausgeſprochen hatte, und daß ich die Sache wollte zur Sprache bringen, und hatte mir das nicht überlegt und geglaubt, das ginge nur ſo, und wünſchte, daß ich geſchwiegen hätte. Aber daß der Ingenieur die Sache unterdrückt hatte, damit war ſie nicht aus der Welt geſchafft und war mir deſto bedenklicher. Da arbeitete

bei uns ein Former, der hatte bei der Infanterie gedient und war 64 mit in Holstein gewesen, und 66 hatte er bei der Mainarmee gestanden, und 70 war er mit in Frankreich gewesen. Der kannte zwar nicht den Bleicher, aber den Walzmeister Schmidt kannte er von seiner Soldatenzeit her. Und als er von der Backpfeife hörte, da wunderte er sich über den Schmidt seine Kuraſche und wollte es nicht glauben. Da rief er laut: „Das war ja bei den Soldaten der feigste Hund! Der war ja so furchtsam wie ein Hase! Ach Gott, ach Gott, war das eine Bangebüxe! Da waren wir abkommandiert nach Mainz, da waren wir auf Posten und mußten das Gefangenenlager bewachen, und die Gefangenen konnten gar nichts machen, die hatten keine Waffen, o was war der Kerl da bange vor den Gefangenen! Da standen wir in Distance, aber der Kerl blieb keine Minute auf seinem Posten; entweder er war bei dem andern oder bei mir. Der war bloß immer bange, daß sie herauskämen. Der sagte immer: Junge, Junge, was fangen wir an, wenn die rauskommen, da sind wir verloren. Ich war immer froh, wenn der Kerl nicht bei mir war.“ Außerdem wußte der Mann noch mehr davon zu erzählen, und daß er, Schmidt, bei den Frauensleuten desto dreister gewesen wäre. Aber so oft ich den Schmidt zu sehen kriegte, da fiel mir allemal jemand ein, an den ich lange nicht mehr gedacht hatte, nämlich dem deutschen Hermann sein Spießgeselle, die mir bei Neheim mein Bündel gestohlen hatten. Es waren nicht ein und derselbe, aber Schmidt hat von Anfang an

Levi und Ahlwardt

Es war in Osnabrück, an einem heißen Sommertage, noch in der ersten Hälfte der siebziger Jahre. Da wollte ich mir bei der Hitze ein ganz leichtes Röckchen kaufen, was ich nach Feierabend im Hause anziehen könnte. Also ging ich bald nach Feierabend in die Stadt, kam über den Nikolaiort und ging die Krahnstraße auf der linken Seite hinunter und kam bald an einen Kleiderladen vorbei, aber ich war so voller Gedanken, daß ich achtlos vorüberging. Aber nun gab ich acht, und kam bald an einen andern Kleiderladen und las das Schild darüber: „Levi", und trat in die offene Ladentür. Aber der Laden war schmal und tief und die Sonne hatte mich geblendet, und ich konnte anfangs kaum etwas sehn. Aber im Hintergrunde hörte ich lautes taktmäßiges Klopfen, und bemerkte, daß da jemand auf dem Ladentisch saß und mit den Absätzen an die Tischwand trommelte; da schwang er sich herab, da war es ein großer, von Gesundheit strotzender, kräftiger Mann von höchstens 30 Jahren, dem offenbar die Zeit lang wurde, weil er nichts zu tun hatte, da kam er mir entgegen und fragte, was ich wünschte, da sagte ich ihm das. Mit den Worten: „Das ist hier ein sehr schöner Rock,

leichter können Sie sich nichts wünschen", gab er mir alsbald ein Röckchen, und als ich es gegen die offene Tür hielt, konnte ich durchsehn, wie durch einen Schleier, denn es war nicht gefüttert. Da zog ich das Dings an, da waren bloß die Aermel etwas kurz, aber sonst gefiel es mir, und konnte ja wohl in der ganzen Welt keinen leichtern und kürzern Rock finden, da war ich zufrieden und zog ihn wieder aus und fragte, was er kostete. „Fünf Taler zwanzig Groschen!" Da erschrak ich, denn soviel Geld hatte ich nicht bei mir, sondern grade bloß vier Taler und dafür wollte ich mir auch noch einen Kamm kaufen und Durst hatte ich auch. Da hätte ich den Laden am liebsten wieder verlassen, aber das getraute ich mich nicht und wollte den Kaufmann ungern vexiert haben. Da war ich schmählich verlegen, denn außer Arbeitskittels und Arbeitshosen hatte ich mein Lebtag noch sehr wenig Kleider gekauft und hatte keine Kenntnis davon, weder was der Rock wert war, noch von Judenschacher, und zu diesem letztern besaß ich nicht die geringsten Fähigkeiten. Da sagte ich nach wenigem Hinundherreden, daß ich soviel Geld nicht bei mir hätte, daß ich aber drei Taler zwanzig Groschen für den Rock geben wollte; da war Levi nicht so, da zahlte ich das Geld und bekam den Rock. Da kaufte ich mir noch einen Kamm und trank einmal, und kam wieder ins Quartier und ließ mich schon beim Abendbrot in dem neuen Rock sehn. Da sagte mein Nebenmann bei Tische: „Ja, das sind jetzt bei der Hitze die besten Röcke, was kostet er denn?" Da riefen schon zwei Mann zugleich über

den Tiſch herüber: „20 Groſchen!“ Da ſagte mein Nebenmann: „Jawohl, das ſtimmt, die Sorte Röcke koſtet 20 Groſchen, oder haſt Du ihn billiger?“ Aber grade dazumal war ich ſchrecklich ehrgeizig geworden, nicht meinetwegen oder derer, die mit mir zu Tiſche ſaßen, ſondern das war ganz allein von einem Mädchen hergekommen. Da bedachte ich ſchnell, wie großen Schaden das meinem Anſehn bei ihr tun könnte, wenn ich jetzt die Wahrheit ſo gänzlich ſagte, da nickte ich bloß und rief: „Ihr könnt gut raten!“ Aber es war wirklich an dem, daß andere Leute für dieſelbe Ware nur 20 Groſchen bezahlt hatten, und ärgerte mich, und wenn ich abends den Rock wieder anzog, kriegte ich jedesmal eine Art Tropenkoller.

Die altertümliche Krahnſtraße iſt ſicher die älteſte Hauptſtraße in Osnabrück. So oft ich ſie entlang ging und vor das alte Rathaus mit ſeinem Friedensſaal und vor die alte ehrwürdige Marienkirche kam, kriegte ich immer altdeutſche Gedanken. Aber daß mitten in der Straße ſolche Räuberhöhlen ſein könnten, das fiel mir nicht ein, bis ich zu Levi kam. Na, wenn der das ſo in der Stadt treibt, wie mögen es wohl da die Leviten draußen auf den Dörfern treiben? Gehört hat man ja genug davon, aber nicht geglaubt. Nach weſſen Lehre lebſt Du denn eigentlich, Levi? Was haſt Du denn für eine Religion? wie? Moſes? Ja, aber Moſes hat grade die Leviten zum Kirchendienſt beſtimmt und verordnet, daß ſie den Zehnten haben und ſich damit begnügen ſollten. Demnach durfteſt Du von meinem Röckchen nicht mehr als 2 Groſchen Profit nehmen,

und die übrigen 18 Groschen kamen denjenigen zu, die das Zeug hergestellt, und dem Schneider, der es zugeschnitten und zusammengenäht hatte. Aber Du hast Dir das ganz anders ausgelegt mit dem Zehnten, und hast zehnmal so viel gefordert, wie der ganze Rock wert war. Du hast zwar soviel nicht bekommen, aber wer weiß — wenn ich nur so viel Geld gehabt hätte! Du bist wohl Philosoph geworden? was? Ja, das bist Du von jeher gewesen, denn man braucht bloß die Geschichte von Deinem Stammvater Levi und seinem Bruder Simeon in der Bibel zu lesen, und die Antwort, die sie ihren Vater gegeben haben, da weiß man Bescheid. So kennt man auch den Segen, den die beiden von ihrem Vater bekommen haben: „Die Brüder Simeon und Levi: Meine Seele komme nicht in ihren Rat, und meine Ehre sei nicht in ihrer Kirche."

Ja, Levi, wer mit so einem Segen gesegnet ist, das ist kein Spaß, sondern eine sehr schlimme Sache, die leider viel zu wenig beachtet wird. Da ist es durchaus notwendig, daß man sich Deiner annimmt und einen ernstlichen Versuch mit Dir macht: wenn man Dir eine ernstliche, rechtschaffene Erziehung gibt, ob Du Dich nicht besserst. Zwar in dem heutigen, uneinigen Staate mit seinem schönen Gesellschaftsleben geht das schlecht, aber in dem sehnlich erwarteten Zukunftsstaat sind bessere Aussichten für Deine Erziehung, und daß er schneller kommt, als die meisten Sozialdemokraten glauben und hoffen, dafür wird gesorgt werden. Dann ist die Erziehung keine Kunst, sondern einfach, denn man weiß ja, wie Gott sein Volk er-

zogen hat, und ließ sie in Aegypten Backsteine machen bei vierhundert Jahre lang, so lange bis aus der Arbeit die reine Angst geworden war. Aber das haben die Kinder Levi vergessen.

Aber wenn Levi im Zukunftsstaat ein Geschäft betreiben will, da muß er erst genau erklären, was er unter dem Zehnten versteht und wie er sich dazu stellen will, denn ohnedem bekommt er keine Erlaubnis. Und wenn sich herausstellt, daß er dem Volkshauptmann etwas vorgelogen hat, da wird kein langer Prozeß gemacht, da wird er schleunigst den Steinfabriken überwiesen, und formt entweder wieder Steine, wie seine Vorfahren, oder er kommt an den Kollergang oder in die Ofenkolonne. Das ist keine Strafe, denn mit solchen Strafen wie bisher hat der Zukunftsstaat wenig im Sinn, denn wenn ein Betrüger heutzutage ein paar Monate brummen muß, so ist das eine Strafe, nach der Tausende von Arbeitslosen und Notleidenden besonders im Winter die Finger danach lecken, die aber bloß zu ehrlich sind, um eine Tat zu begehn, die sie zu solcher Wohltat berechtigt. Aber ich war nicht der einzige, der an Levi glauben mußte, denn bald darauf machte er Bankerott, da mußten noch mehr Leute daran glauben. Und für so einen jungen, kräftigen, gesunden Mann, der vor Ungeduld nicht weiß, wie er seine Kraft austoben soll, für den hat die Gefängnisarbeit keinen andern Zweck, als wenn er mit den Absätzen an den Ladentisch trommelt: es ist nur zum Zeitvertreib. Aber in der Steinfabrik wird ihm die Zeit nicht lang, da kann er sich ordentlich los-

lassen, da gehts in Akkord, da kommt die Lust von selber. Und ehe er sichs versieht, da kommt er zur Erkenntnis, da lernt er erst, was das heißt: fünf Taler zwanzig Groschen, und was er dafür zu leisten hat; da wird er ein ganz anderer Kerl, da wird er sich bald selber die Leviten lesen, und deswegen will ich auch damit aufhören. Aber das merke Dir, Levi: ich habe die Arbeit dort für keine Strafe, sondern bloß als Erziehung für mich angesehn. Deshalb sind nicht wenige vorhanden, die Dich und Deinesgleichen eine Landplage nennen, und die am liebsten Deines Vaters ganzes Haus vertilgen möchten; aber diese sehn Dir ähnlich und haben selbst noch Erziehung nötig.

Aber nach diesen Geschichten begab sichs, daß Ahlwardt auf seinen Irrfahrten auch nach Osnabrück kam und im Gesellschaftshause einen Vortrag hielt; aber man mußte fünf Groschen geben, wenn man in den Saal wollte. Da wäre ich beinah wieder umgekehrt, aber ich wollte den Mann gern sehn und hören was er sagte, wiewohl ich gar kein Antisemit war. J, der Mann sah ganz gut aus, gar nicht wie notleidend, und daß ihm Bier und Zigarren gut schmeckten und daß er sie gewohnt war, das konnte man sehn. Und schön sprechen konnte er auch, und man hörte ihm ganz gern zu, so lange wie er ruhig und natürlich sprach. Er sagte, daß wir ja alle wüßten, warum wir hergekommen wären, und fing alsbald an, sich über alle Juden zu beschweren und natürlich auch über die zu Osnabrück. Da wohnte ein Jude in der Stadt, der machte öfters in der Zeitung bekannt, wie billig er

verkaufte, und hatte grade in dieſen Tagen Erſtlingshemdchen angezeigt, das Stück zu einen Groſchen. Da hatte ſich Ahlwardt nachmittags für einen Groſchen ſo ein Hemdchen holen laſſen, und hielt es nun mit beiden Händen hoch in die Höhe, damit es jeder ſehn konnte, und als viele Leute darüber lachten, da ſchalt er den Juden gehörig aus. Aber ich weiß nicht mehr, ob ihm das Hemdchen zu ſchlecht oder zu gut, zu teuer oder zu billig war, aber ich glaubte nicht, daß der Jude vielmehr als den Zehnten daran verdient hätte, und im übrigen ging mich die Sache nichts an. Er trug auch verſchiedene Vorfälle und Schlechtigkeiten von den Juden vor, aber das war alldaſſelbe, wie man es alle Tage in manchen Zeitungen leſen kann, oder was er von andern gehört hatte; aber daß er was davon geſagt hätte, daß ihm ſelber ein Jude Schaden oder Unrecht getan hätte, das iſt mir nicht erinnerlich. Auch beſchwerte er ſich über diejenigen Zeitungen, die alle Fehler der Juden verſchwiegen, aber neulich, als ihm auf der Straße vorn an der Hoſe eine Naht geplatzt wäre, da hätten ſie Geſchrei genug gemacht. Aber es war ſchade, daß Ahlwardt nicht ſagte, wo er die Hoſe gekauft hatte, ob bei einem Juden oder einem Antiſemiten, und fragen mochte ich nicht. Denn bei der Arbeit iſt mir manche Naht geplatzt, aber beim Gehen auf der Straße darf doch keine Naht platzen. Dann ſprach er davon, was mit den Juden geſchehen ſollte. Die einen wollten ſie mit Strafgeſetzen zwingen, während andere ſie bekehren wollten, aber er wüßte ein beſſeres Mittel. Die Juden beteten

heute noch alle Tage in ihrem Morgengebet: daß sie Gott wieder in das Land führen solle, wo Milch und Honig innen fließt. Diesen Wunsch wollte er ihnen gründlich erfüllen, je eher, je lieber, und sollte kein Jude mehr in Deutschland bleiben und bei der nächsten Wahl sollten wir nur alle einen Antisemiten wählen, dann sollten wir einmal sehn, wie schnell wir die Juden hier los würden. Dann sprach er noch von ein paar Judenbengels, die in Berlin eine Frau auf der Straße insultiert hätten, und daß es soweit gekommen wäre, daß sogar die deutsche Frau auf der Straße nicht mehr sicher wäre vor den Juden. Aber wenn er diesen oder ähnliche Schlußsätze sprach, dann verstellte der Mann seine schöne Stimme so schreiend niederträchtig und unnatürlich und widerlich, daß mich davor ekelte; und war einem ja zu Mute, wie einem armen Schiffbrüchigen, der hilflos an einen Strand geworfen wird, wo Kanibalen hausen. Denn grade die verstellte Stimme kam mir komödienhaft vor, wie von einem Schauspieler, der wenig Talent hat.

Da war man seine 50 Pfennige los und konnte wieder nach Hause gehn. Aber unterwegs kam mir der Mann höllisch bekannt vor, nur wußte ich nicht gleich, wo ich ihn hin tun sollte. Aha! aha, aha, das ist ja der deutsche Hermann! das ist der deutsche Hermann! richtig, das ist der deutsche Hermann. Den Helden kenne ich und was das für ein Wohltäter ist, der mit samt seinem Knappen! Ha, Ihr Antisemiten! Ihr wollt dem deutschen Michel wohl wieder was ausspannen? Oder denkt Ihr vielleicht, er wird Euch

die Juden schenken? Vielleicht zu Weihnachten? Achnee, nee, nee, denkt doch so was nicht. Der braucht keine Antisemiten, wenn er die Juden los sein will.

Aber mit der Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens! Was? Sagt Ihr das zu mir? Ja freilich: wenn der Jude das Erstlingshemdchen für einen Groschen verkauft und man geht nach der Antisemitenversammlung, wo einem das Hemdchen als einziger Witz für fünf Groschen bloß gezeigt wird, da kann man sich nicht mit der Klugheit prahlen, denn das konnte man bei dem Juden im Schaufenster umsonst sehn. Lebt wohl, Ihr Antisemiten, ich will mein Geld schon wieder kriegen.

Der Schlachter

Als ich auf der Staatseisenbahnwerkstätte in Osnabrück die Kocherei besorgte, hatte ich auch eine Zeitlang einen Gehilfen, den sie den Schlachter nannten. Er war früher Fleischermeister gewesen und nicht ohne eigne Schuld herunter gekommen. Der hatte immer seine helle Wut gegen den Eisenbahnsekretär. Einen Buchhalter gabs auf der Eisenbahn nicht; der die Bücher und Schreibstuben verwaltete, das war der Eisenbahnsekretär. Bei dem hatte ich mich gleich den ersten Tag melden müssen, als ich anfing. Da fragte er mich ab, was er wissen wollte und trug alles ins große Buch ein, da konnte nichts wieder passieren. Der kriegte alle Bücher und Listen in die Finger und wußte in allen Sachen Bescheid, und wer verlegen war, ging hin und fragte ihn um Rat und kriegte immer reelle Auskunft, und jeder Arbeiter, den man hörte, war mit ihm zufrieden, bloß nicht der Schlachter. Und das war von der Krankenkasse hergekommen. Denn verschiedene Leute machten aus dem Kranksein ein Geschäft und versicherten sich außer in der Eisenbahnkrankenkasse noch in andern Kassen, und verdienten mehr, wenn sie krank waren, als wenn sie arbeiteten. Da machten sie es zu arg, da kam eine

Verfügung der Direktion: Jeder, der in mehr als einer Kaſſe wäre, der ſollte ſich bei dem Sekretär melden und es anzeigen; und der ſelber machte bekannt, daß das Krankengeld in keinem Fall mehr betragen dürfte als der Arbeitsverdienſt und daß die Eiſenbahnkrankenkaſſe den etwaigen Ueberſchuß nicht auszahlen würde, und daß ſich die Leute mit dem Verſichern danach richten ſollten.

Da kam ein neuer Verein auf, der Verein deutſcher Eiſenbahnhandwerker, und der Schlachter war einer der erſten, der mit eintrat, und ein ehemaliger Bäcker aus der Wagenwerkſtatt, mit einer großen Zahnlücke, wurde Präſident davon, und zahlte jedem Mitglied, das acht Wochen lang krank geweſen war, vierzig Mark aus. Da forderte der Sekretär das Mitgliederverzeichnis ein, da ließ er den Schlachter rufen, weil der ſich ſchon in zwei Kaſſen befand; da machte er ihn aufmerkſam, daß er im Krankheitsfall auf dieſe vierzig Mark nicht rechnen dürfte und riet ihm, entweder aus der zweiten Krankenkaſſe oder aus dem Verein wieder auszutreten, und hat geſagt: „Laſſen Sie ſich im Verein wieder ſtreichen, das iſt das Klügſte für Sie, da ſparen Sie wenigſtens den Beitrag; Sie verdienen ſo wenig und haben das Geld ſo nötig. Ich gönne Euch Leuten ja gern die paar Mark Geld, aber ich muß mich nach meinen Vorſchriften richten, ich bin gezwungen, Ihnen das Geld nachher abzuziehn, das wollte ich Ihnen nur ſagen.“ Da kam der Schlachter wieder und berichtete, was er zu hören gekriegt hatte und ſchalt laut über den gottloſen Eiſenbahnſekretär: „Ich ſoll aus

dem Verein austreten! Da kann er lange warten, das tue ich in meinem Leben nicht! Ich habe den Verein hier gründen helfen und bin der erste dabei gewesen, ich habe das Eintrittsgeld bezahlt und bezahle auch pünktlich meinen Beitrag und jetzt sollte ich austreten? Nein, so dumm sind wir nicht; ich kriege jede Woche die Vereinszeitung, er soll sich nicht unterstehn und mir einen Pfennig abziehn, wenn ich krank werde; da schreibe ich gleich denselben Tag nach Trier an den Verein, das habe ich in der Zeitung gelesen. Der Kerl muß auch nicht denken, daß er machen kann, was er will; da gehn wir andere Wege, es ist noch ein Gott im Himmel." Da fragte einer: „Ist das sicher?" Da rief der Schlachter: „Ja, das ist ganz sicher!" Und da jener fragte: „Was denn?" setzte er hinzu: „Daß ein Gott im Himmel ist." Da fragte der Kolonnenführer: „Woher weißt Du das denn?" Da sagte der Schlachter: „Ja, das weiß ich! Wenn Du das etwa nicht glaubst, da brauchst Du gar nicht zum Bischof zu gehn, das kann Dir jeder Geistliche sagen; frag nur einmal, die sagen es Dir alle zusammen, sowohl die von unsrer Seite wie die von Eurer Seite. Haha, ich habe mit Pastoren von Eurer Seite gesprochen, ich habe früher in meinem Geschäft auch lutherische Geistliche zu meinen Kunden gehabt, die habe ich auch gefragt, die sagen ganz dasselbe wie unsere!" Aber das Gespräch nahm keine schöne Wendung, und als die andern weggingen, wollte er die Pappelei mit mir fortsetzen. Aber ich kann dreist sagen, ich habe mich nie darauf eingelassen, denn er war ein ganz gefährlicher

Chriſt und war ebenſo ungläubig wie abergläubiſch. Aber weil er mich diesmal um eine Antwort nötigte, ſagte ich: „Ja, der Glaube iſt nicht jedermanns Ding.“ Da hatte ichs aber bei ihm getroffen: „Wahrhaftig nicht, nein, das ſagſt Du aber gut! das kannſt Du dreiſt noch einmal ſagen. Wir müſſen uns hier den ganzen Tag quälen und andere haben ihren Spaß daran, die wiſſen vor Hochmut und Wolluſt nicht, wie ſie den Tag durchbringen ſollen, und unſereins muß ſich behandeln laſſen wie ein Stück Vieh; was mir der Windhund hier ſchon angetan hat, ſo lange wie ich hier bin, das weiß ich am beſten, das kann er nie vor Gott verantworten, nie, nie, nie, das wird ihn an jenem Tage noch auf die Seele brennen, das hat er an mir verdient, an mir ganz allein; man ſoll keinen Menſchen Böſes wünſchen, aber der Kerl hats verdient, der hat mich hier ſchon gequält bis aufs Blut! Man quält ſich hier den ganzen Tag und tut alles was man kann, und dabei hat man für ſeine Familie kaum das liebe Brot ſatt zu eſſen, und ſo ein Kerl will einem hier noch das Leben ſauer machen, wo man ſo nichts weiter hat; der iſt nicht von Mutters Pott weggekommen, der weiß gar nicht, wie einem armen Menſchen zu Mute iſt; der Kerl iſt mir zu ſchlecht, mit ſo einem Kerl hätte ich früher gar nicht geſprochen, nicht angeſehn hätte ich ihn. Ich mag mit ihm in jener Welt nicht tauſchen, das wird er früh genug gewahr werden, wenns für ihn zu ſpät iſt; ich will hier gern trocken Brot eſſen, wenn ich mich auch noch ſoviel quälen muß für die paar Blutpfennige, die er mir

zukommen läßt; das ist reines Blutgeld, was wir für unsere Quälerei in der Kocherei verdienen, aber jeder einzelne Pfennig wird ihm teuer zu stehn kommen, wenn er Rechenschaft ablegen muß. Wir opfern uns hier ganz umsonst auf für unsere paar Pfennige. Du quälst Dich auch halb umsonst, Du kriegst viel zu wenig Geld, aber grämen muß man sich nicht darüber, Du auch nicht, gräme Dich nur nicht. Jeder Pfennig, den sie uns hier mit Ungerechtigkeit entziehn, der wird Dir in jener Welt tausendfältig vergolten werden! Oo, was sage ich, das ist gar kein Vergleich! Hunderttausendfältig, millionenmal wird es Dir dort vergolten." Da mochte er mir wohl Heiterkeit ansehn, da rief er so ernst wie vorher: „Da lache nur nicht! das glaube Du nur, glaub mirs nur ja!" Aber wer kann dafür, wenn die Sonne scheint; da mußte ich laut lachen und sagte: „Na warte, wenn ich Gelegenheit kriegen sollte, da will ich aber dem langen Donnerwetterwindhund einmal gründlich Bescheid sagen."

Aber etwas später, als er nicht mehr in der Kocherei war, hatte er sich gestoßen oder gefallen und meldete sich krank, und genau acht Wochen später meldete er sich wieder gesund, denn acht Wochen mußte er krank gewesen sein, wenn er die vierzig Mark aus dem Verein haben wollte. Aber die Geschäftskranken hatten schon längst alles verdorben und schon so manche Kasse betrogen. Deswegen war strenge Kontrolle eingeführt und waren extra Krankenbesucher angestellt, und die Kranken durften weder ausgehn, noch sich beschäftigen,

und welcher Kranke nicht in ſeiner Wohnung anzutreffen war oder wer ſich bei irgend einer Beſchäftigung treffen ließ, der erhielt ſpäter kein Krankengeld, und es war ein harter Uebelſtand für jeden, der ehrlich krank, aber nicht bettlägerig war. Da war einer, der war ſechs Wochen krank geweſen und war gar kein Zweifel; der hatte ſich in ſeinem kleinen Hof eine Himbeerſtaude gezogen, da kam der Krankenbeſucher dazu, wie der Mann in der letzten Woche ſeinen Himbeerſtrauch beſchnitt, da half weder Bitten noch Flehn, der Mann wurde abgewieſen und erhielt für alle ſechs Wochen keinen Pfennig Krankengeld. Aber der Schlachter hätte keine acht Wochen zu warten brauchen, denn er war von Zeugen ſchon bald zu Anfang nicht in ſeiner Wohnung, ſondern im Wirtshauſe angetroffen worden und wurde nun nicht weiter kontrolliert. Da hatte er acht Wochen zu Hauſe geſeſſen und ſich auf das Krankengeld gefreut, und kriegte gar nichts, und war obendrein im katholiſchen Geſellenverein, wo er ebenfalls nichts erhielt; und die Geſellen ſtießen ihn bei dieſer Gelegenheit aus. Da war ſein Glaube ſein einziger Troſt, aber die Familie mußte bittere Not leiden. Aber über den Verluſt wegen der vierzig Mark kriegte er bald außerdem noch ein wenig Troſt; denn der Bäcker hatte ſeit Jahr und Tag jedem Mitglied, das acht Wochen krank geweſen war, getreulich vierzig Mark ausbezahlt, aber er hatte ſich die Statuten nicht genau angeſehn, denn dieſe lauteten bloß auf zwanzig Mark, und als er darauf

nach Trier zur Konferenz reiſte, da haben ſie ihm den Standpunkt und die Statuten klar gemacht ohne Schmeichelei, und nach ſeiner Rückkehr legte er bald das Präſidium nieder. Aber keiner gab die zuviel erhaltenen zwanzig Mark wieder heraus.

Ein Werkmeiſter

Wir hatten auf der Eiſenbahn auch einen Werkmeiſter, der hatte den Spitznamen Spitz. Wenn Spitz nun um etwas verlegen war, da kam er zu mir in die Kocherei; ſonſt nicht, aber dann und wann wollte er geholfen ſein. Er war ein Blumen- und Vogelliebhaber, und brachte zuweilen etliche Vogelbauer oder eine ganze Anzahl leerer Blumentöpfe; da mußte ich die einen wie die andern reinigen und ſchön ausſchaben und auswaſchen, aber er war ſelten damit zufrieden, denn er war ſehr eigen und nahm es mit der Reinigung noch genauer als ich. Bald wollte er Farbe-, Oel-, oder Lack- oder Teerpinſel gereinigt haben, wozu ich aber nichts anderes als Seife verwenden konnte, denn in der Lauge verbrannten gleich die Borſten, und die Sache war allemal langweilig mit Seife, und die Pinſel waren ihm nie rein genug, wenn ich ſie ablieferte, und er fand immer was daran auszuſetzen. Und ab und zu kam er wieder mit einem Kiſtchen voll Gläſer zugereiſt, beſtehend aus allerlei verſchiedenen Medizin-, Haaröl-, Parfüm-, Tinten und was ſonſt noch für Fläſchchen und Büchſen, und der Himmel mochte wiſſen, wo der Unrat manchmal aller herkam, und dann ſagte er

mit Bescheid, daß ich die Gläser zuerst alle in der Lauge auskochen und mich in acht nehmen sollte, daß keins dabei entzwei sprang, und darnach sollte ich sie ganz propper reinigen, und als er mich fragte, was ich zur Reinigung verwenden wollte, da schlug ich Sand oder Asche vor, aber da sagte er: „Nein nein, das will ich nicht haben, das krillt! das gibt Krillen in die Gläser, warten Sie einmal, ich will mich besinnen.“ Da sah er vor sich hin und rieb sich die Stirn, dann sagte er: „Gehen Sie einmal nach der Gelbgießerei und lassen Sie sich etwas Potloh geben, da sollen Sie einmal sehn, das putzt sehr schön, es gibt nichts Besseres.“ Aber der Potloh wollte durch die engen Flaschenhälschen nicht eilig durch und blieb an mir hängen, weil ich überall ölig und fettig war. Da warf ich den Dreck ärgerlich in die Kohlen und spülte die Gläser mit Asche aus, bis sie alle blinkten, und als ich sie ablieferte, und Spitz eins ums andere prüfend gegen das Fensterlicht hielt, da rief er belehrend aus: „Sehn Sie wohl, das kommt von dem Potloh; man muß immer noch lernen!“ Aber ich werde mir wohl mein Lebtag keinen Graphit kaufen, wenn ich mir ein Fläschchen reinigen will, und ich bin gegen meinen Werkmeister ebenso gern gefällig, wie irgend wer, und hätte die ganze Reinigungsgeschichte viel lieber gar nicht erwähnt, aber ich weiß wohl, wie mir in der Kocherei Tag für Tag das Feuer auf die Nägel gebrannt hat, und kein Mensch auf dem ganzen Bahnhof kam mir mit solchen häuslichen Arbeiten als bloß Spitz! Nie verlangte er das von einem

andern, und ob man Zeit hatte oder nicht, er fragte nicht danach. In seiner Arbeitskolonne in der Werkstatt hatte er genug alte Leute dazwischen, die sich zu solchen Arbeiten eigneten und sich die Zeit dazu nehmen konnten; da waren außer dem Quekkengärtner und dem Dicken noch der alte Mengelshausen, der alte Honerlage und der alte Kettler, die alle kaum mehr gehn konnten; aber er war überzeugt, daß sie alle nicht soviel Zeit hatten als ich, und später brachte er mir die Sachen auch nicht mehr selber, sondern schickte sie mir meist bloß noch zu.

Er galt für sehr sparsam, auch im Hause, wo er eine Geige hatte und abends wohl geigte. Aber trinken tat er wenig oder nichts, und war es auch nicht gewohnt. Und als ein Werkführer sein Werkmeisterexamen gemacht und bestanden hatte, da lud dieser alle Werkmeister und Werkführer der ganzen Hauptwerkstätte des Abends in ein Gartenlokal ein und spendierte ein Faß Bier. Da war es noch nicht spät, und jeder hatte kaum ein paar Glas Bier getrunken, da war Spitz verschwunden; da fand ihn darauf ein anderer Werkmeister, wie er ganz allein abseits im Garten unter einem Baume auf einem Stuhl saß und seinen linken Arm ausgestreckt vor sich hinhielt und in der rechten Hand hielt er seinen Regenschirm als Fidelbogen und fidelte damit lebhaft auf seinem Arme herum, als ob er Geige spielte und sah nicht auf. Da sah ihm der andere eine Weile zu, dann rief er: „Nu aber, Herr Kollege, nu nu, was sehe ich, was machen Sie denn da!“ Da hat ihn Spitz wider seine ganze

Natur lustig geduzt und geantwortet: „Ja, Bernhard, das ist was, das kennst Du nicht!“ Aber bald darauf hat er sich über seine Fröhlichkeit geärgert oder geschämt und ist nach Hause gegangen.

Man konnte oft sehen, wie er mit sich selber zufrieden war. Aber mit andern war er das nicht. Als bereits 25 Jahre vergangen, seitdem der Bahnhof erbaut war, da konnten schon bald einzelne ältere Leute ihr Jubiläum feiern, und dann erhielt der Betreffende von der Direktion ein Geldgeschenk von zehn Talern. Dann kamen am Jubiläumstage ein paar Kollegen oder gute Freunde des Morgens eine Viertelstunde früher und brachten einen Blumenstrauß und ein paar kleine, armslange, grüne Zweige mit und hefteten am Arbeitsplatz des Betreffenden einen Bogen Papier, auf den sie einen Glückwunsch geschrieben hatten, an die Wand, oder, wo es nicht angängig war, an seinen Schrank, und befestigten die Zweige um den Glückwunsch herum und steckten den Blumenstrauß dabei, und am Abend nahm der Jubilar die ganze Herrlichkeit mit nach Hause. In der Schmiede und den Reparaturwerkstätten gelangten die dreißig Mark zuerst zur Auszahlung und der Wandschmuck hatte nie Anstoß erregt. Aber danach kam ein Schlosser an die Reihe, der arbeitete in der mechanischen Werkstatt unter Spitz, und fand am Morgen seine Wand ebenfalls ausstaffiert. Aber als Spitz nach Frühzeitszeit aus seinem Zimmer trat und die Werkstatt entlang sah und das Grün erblickte, da rief er den Werkführer und fragte, was das bedeuten sollte und erhielt zur

Antwort: „Decker feiert heut ſein Jubiläum, es ſind heut 25 Jahre, daß er hier iſt.“ Da befahl er dem Werkführer, ſogleich hinzugehn und die Geſchichte wegzunehmen. Da mußte der Werkführer hingehn, ob er wollte oder nicht, denn Spitz behielt ihn im Auge, aber als er über die Schraubſtockbank nach den Zweigen langen wollte, da ſagte Decker zwar nichts, aber ſein Nebenmann wehrte dem Werkführer und rief energiſch: „Halt! was wollen Sie machen?“ Und erhielt zur Antwort: „Der Werkmeiſter ſchickt mich her, es tut mir leid, aber da oben ſteht er, ich ſoll die Geſchichte hier wegnehmen!“ Da ſagte ihm der Schloſſer Beſcheid: „Nein, hier wird nichts weggenommen! Das bleibt ſo, wie es iſt, das wäre noch ſchöner! Das bleibt ruhig ſo, wie es iſt, bis der Baurat kommt, wenn es der Baurat nicht haben will, da nehme ich das ſelber weg, aber ſonſt kommt es nicht eher weg wie heut Abend, ſchicken Sie den Werkmeiſter nur her!“ Da kam weiter nichts danach und die Sache war erledigt, aber als im Laufe der Zeit noch mehr Leute in der Werkſtatt ihr Jubiläum erlebten, deren Arbeitsplatz ebenfalls mit einem Strauß geſchmückt war, da haben ſie beobachtet, daß Spitz den ganzen Tag über nicht in ihre Nähe kam, und wenn er einmal raus gehn wollte, benutzte er eine andere Tür und machte lieber einen großen Umweg, damit er nicht an dem Platze vorbei zu gehn brauchte, wo ſich der Strauß befand. Welche Leute lachten dazu, und welche wunderten ſich und welche ärgerten ſich darüber, und der Werkführer ſagte: „Er kann ſowas

vor seinen Tod nicht sehn." Aber Spitzen war das einerlei, und wenn er Sonntags in die Stadt ging, dann hüllte er sich in seinen Hohenzollernmantel, und dann war alles gut, und wer ihn auf der Straße begegnete und kannte, der zog seinen Hut oder seine Mütze, und kein Mensch wunderte sich, und er fand alles in Ordnung, und dann konnte nichts weiter passieren. Aber daß er sein eigenes Jubiläum gefeiert hätte, davon ist nichts bekannt geworden, obgleich er einer der Aeltesten an der Bahn war.

Es war ganz natürlich, wenn die Lauge in dem großen Kessel den ganzen Tag kochte, da entwickelte sich auch viel Wasserdampf. Aber im Sommer, wo den ganzen Tag beide Torflügel weit los standen, gewahrte man ihn gar nicht, da marschierte er meist ungesehn durch den Luftschacht aus der Bude; aber im Winter, wenn nicht grade Brocken*) auf- oder abgeladen wurden, dann hielt man wegen Kälte und Zugluft das Tor geschlossen, und wenn es sehr kalt war, dann stand die Bude oft so voller Dampf, daß man den Luftschacht nicht mehr sehn konnte, und am schlimmsten war es bei Schnee, Tau- oder Regenwetter, wenn es ganz still dabei war und sich draußen kein Lüftchen regte, und es half wenig, wenn man auch das ganze Tor los machte. Aber wenn es windig war, ob viel oder wenig, dann öffnete man den linken Torflügel eine Spanne weit und schob einen Keil darunter, daß er feststand und nicht vor noch rückwärts konnte, dann strich die Luft seitwärts an der Wand

*) Maschinenteile.

entlang und man verspürte den Zug nicht so arg, wenn man am Kessel arbeitete, und er drängte den Schwaden nach oben und nahm ihn mit durch den Luftschacht. Es war grade nichts Angenehmes, wenn man so manchen Tag in dem Schwaden arbeiten mußte, und die Lumpen am Leibe waren abends feucht, denn der Nebel war oft so dick, daß einer den andern nicht sehn konnte. Aber es war unvermeidlich, und schadete mir außerdem weiter nichts. Denn ich gedachte an den Staub, den man auf dem Stahlwerk*) hatte schlucken müssen, der hatte mir sicherlich mehr geschadet, als es der Kochereidampf tun konnte, und ich habe mich gegen keinen Menschen darüber beschwert. Im Gegenteil war ich oft ärgerlich, wenn mich die Leute wegen dem bißchen Wasserdampf so sehr bedauerten. Wenn sie dann kamen, da sagte der eine dies und der andere das, und machten Vorschläge, wie der Sache könnte abgeholfen werden, aber kein Vorschlag hatte Wert und man war froh, wenn man es nicht anzuhören brauchte, beides, die Vorschläge und das Bedauern. Da war eben wieder einer aus der Bude gegangen, der mich bedauert hatte, das war aber einer gewesen, der alles und jeden bedauerte, der hatte eben gesagt: „Nein, hier in dem Dunst möchte ich nicht einen Tag arbeiten, da ist mir meine Gesundheit doch zu lieb, hier mußt Du ja unbedingt kaput gehn. Es ist unmenschlich, was heutigen Tags einem Arbeiter alles zugemutet wird! Ein armer Mensch wie

*) Hier hatte Carl Fischer früher gearbeitet und Steine geformt.

wir hat doch gar nichts auf der Welt.“ Dazu schwieg ich, denn ich mochte dem nicht sagen, daß ich den Dunst vertragen könnte, denn sonst hätte er sicherlich auch noch meine Gesundheit bedauert. Aber er war kaum aus der Bude, da kam der Kolonnenführer Puhst, der hatte einen Korb voll Schrauben in der Werkerei stehn und wollte einige davon brauchen und sich heraussuchen. Dem hatte ich vor einiger Zeit einen von meinen neuen Körben geliehen, und als ich ihn mahnte, da hatte er den Korb in der mechanischen Werkstatt stehn lassen, da war er verschwunden, und ich habe ihn niemals wieder bekommen. Seitdem hatte ich vor dem Kolonnenführer nicht mehr allzuviel Respekt, und als er jetzt in seinen Schrauben rumsuchte, da sagte er: „Donnerwetter, man kann ja hier in dem Schwafen gar nichts sehn! Wie kannst Du es hier aushalten, ist das nicht ungesund?“ Aber da rief ich ärgerlich: „Ungesund! ich glaube Ihr seid hier alle zusammen ungesund! Trag Dir doch den Korb in die mechanische Werkstatt, da ist es gesünder, da kannst Du besser sehen, da kannst Du den Korb auch wieder stehn lassen, da brauchen sie noch mehr Körbe, sie werden es schon sehn, wenn Du ihn vergißt! Schere Dich nicht um meine Gesundheit, ich leihe Dir im Leben keinen Korb wieder! Ich getröste mich mit allen alten Waschweibern in der Welt! Ich habe manche alte Waschfrau gekannt, die ihr Lebelang nicht aus der Waschküche und vom Waschfasse weggekommen ist, und hat Tag für Tag den Schwafen schlucken müssen, und ist alt und grau dabei geworden! Wenn

Du es gerne wiſſen willſt von wegen ungeſund!“ Da ſah der Kolonnenführer ganz überraſcht auf und ließ ſeine Schrauben und erhob ſich und rief mit fröhlichem Ernſt: „Donnerwetter noch einmal, das iſt ja wahr! Das iſt wahr! Das iſt aber wahr, daran habe ich gar nicht gedacht! Das iſt wahrhaftig wahr, was Du eben geſagt haſt. Meine Mutter! wahrhaftig: die hat ihr Leben weiter nichts getan als immer gewaſchen; ich kann mich noch beſinnen, ich war noch nicht ſo alt wie mein älteſter Junge, ich ging noch nicht in die Schule, da hat ſie ſchon gewaſchen, da lauerte ich ſchon, wenn ſie abends von der Wäſche kam, da brachte ſie mir immer ein Butterbrot mit, das weiß ich noch ganz gut, die wäſcht heute noch! Die geht heute noch jeden Tag waſchen, und blüht wie eine Roſe! Die iſt noch ſo geſund wie ein Fiſch im Waſſer! Nein, das iſt wahrhaftig wahr, die iſt noch ſo geſund wie ich.“ Da freute mich der unverhoffte Beifall, da habe ich ihm wegen dem Korbe nichts wieder geſagt, und ein Winter verging nach dem andern mit ſamt dem Schwaſen, und man blieb dabei geſund, vorher wie nachher.

Aber auf den Sommer, in dem Spitz die Kocherei übernommen hatte, folgte ein infam kalter Winter. Da kam der einmal einige Tage vor Neujahr zu mir in die Bude und brachte wieder einmal ein paar Pinſel zum Reinigen und ſah den dichten Nebel und blieb eine Weile vor dem Keſſel ſtehn und ſah ſich um und in die Höhe und ſagte: „Der Schwaſen kann ja gar nicht abziehn!“ Da wies ich auf den Luftſchacht hin, da ſagte er: „Ach was, hier oben direkt über dem

Kessel fehlts! Sehn Sie doch wie der Dampf grade aufsteigt, aber er kann nicht raus, wenn er da oben eine Oeffnung fände, da ginge er gleich raus, das will ich doch sehn, das kann geändert werden, da müssen ein paar Klappen hin. Das Nämliche hatten die Schlosser schon oft gesagt, aber ich traute der Sache nicht, weil der Luftschacht schon viel größer war als die Klappen werden konnten, und war bange vor Kälte und Zugluft, aber ich war beschäftigt und sagte weiter nichts zu dieser Rede und hoffte im Stillen, es würde wohl so schnell nicht gehen. Aber gleich den Tag nach Neujahr kam der Zimmermann und stieg bei der scheußlichen Kälte aufs Dach, das mit Brettern verschalt und mit Schiefer gedeckt war, und schnitt über jedem Kessel ein fast metergroßes Loch ins Dach. O Herr, o Herr! Achtzehn Tage lang sind die Löcher so stehn geblieben, wie sie der Zimmermann verlassen hat, und in der ganzen Zeit hat sich kein Spitz wieder sehn lassen, und jeden Morgen waren Tag für Tag abwechselnd 15—19 Grad Kälte! Am 20. Januar stieg der Klempner aufs Dach und nahm Maß und brachte darauf Blechbänder und nagelte sie um die Einschnitte, aber er konnte vor Kälte unmöglich gut arbeiten und die Geschichte ist nicht dicht geworden und das Regenwasser lief später durch. Und endlich kam auch der Tischler und nahm das Maß zu den Klappen und danach kam auch der Werkführer und nahm das Maß zu einem Hebelwerk, mit dem man die Klappen öffnen und schließen konnte, und im Februar wurde alles soweit fertig, daß man die Löcher

zum erstenmal wieder schließen konnte! O Herr, war das eine Zeit! War das eine Arbeit! Das bißchen Feuer unter dem Kessel gab an die Bude nicht die geringste Wärme mehr ab, und das umgebende Mauerwerk war eiskalt, alle Wände und alle Gegenstände und die ganze Bude inwendig waren mit dickem Reif bedeckt und alles glitzerte von Reif; sogar die Ketten, an denen die Brocken im Kessel befestigt waren und deren Enden ausseits am Mauerwerk herabhingen, waren weiß bereift; im Rock aber konnte man in der Schmiedebude nicht arbeiten und Handschuh konnte man vollends nicht brauchen; der Flaschenzug stand jeden Morgen so fest gefroren wie eine Mauer und ließ sich nicht rühren noch regen und keine Kette gab nach, und man mußte erst raufsteigen und mit heißer Lauge auftaun. Aber das war das Wenigste, aber der unerträgliche, schauderhafte Zug in der Bude! Wenn man vor dem Kessel stand zu arbeiten, da zog unaufhörlich ein leiser feiner Ostwind zu dem Loch herein und trieb einem den ganzen Dampf ins Gesicht und alle Augenblick, wenn das Tor geöffnet wurde, umwirbelte einen der eisige Zug, bis einem Hände und Arme und Füße verklammten, und man wußte nicht wohin. Auguſt*) ließ sich gar nicht mehr in der Bude sehn, sondern hielt sich in den Werkstätten bei den Oefen oder bei den Schmiedefeuern auf und kam bloß noch zur Frühstücks- und Vesperzeit, um sich schnell sein Butterbrot aus der Bude zu holen. Und jener bedauerliche Kerl hatte also doch recht gehabt

*) Sein Arbeiter.

mit seiner Rede: „Es ist unmenschlich, was sie heutigen Tags einem Arbeiter alles zumuten"; aber er hatte sie bloß nicht auf den richtigen Wagen geladen. Bis zu dieser Zeit hatte ich mir wohl schon manchmal einen Schnupfen geholt, aber das hatte gar nichts auf sich, und was Erkältung in Kopf, Hals und Brust zu bedeuten hatte, davon wußte ich noch nichts. Aber diese Kenntnisse hat mir Spitz damals gründlich beigebracht, und die Folgen sind geblieben und mit jeden Jahr schlimmer geworden, und der geringste Luftzug, der mich trifft, da geht das Leiden wieder los, je schlimmer, je älter man wird. Da kam man jeden Abend ins Quartier und mochte nichts essen, und aus lauter Barmherzigkeit kochte einem die Wirtin jeden Abend einen Topf voll Tee, den trank man aus und kroch ins Bett und schwitzte, und am Morgen ging man wieder in die veredelte Zugbude. Und bis man den Flaschenzug losgetaut hatte und gebrauchen konnte, da war man schon wieder selber steif gefroren, und es graute einem jedesmal, wenn das Tor losging und man den Zug kriegte, und das Tor ging noch viel öfter los als gewöhnlich, denn viele Maschinen, die einliefen, denen waren in der Kälte die Pumpen oder Rohre eingefroren, da mußte man immer bereit stehn und etwas Platz im Kessel frei lassen, und wenn die Schlosser damit ankamen, dann hieß es: „Nur schnell, nur schnell in den Kessel damit, nicht abkochen, bloß auftaun, die Maschine muß gleich wieder fort." Und kaum waren die einen aus dem Tor, da kamen andere mit dem nämlichen Auftrage.

Aber Erfahrung macht den Meister, und wenn Spitz sowas nicht kennt, da läßt mans ihn erfahren. Denn er kann geändert werden, wenn die Direktion nur will! Hängt ihm doch die Zimmertür aus und werft die Fenster heraus und den Ofen mit samt den Kohlenkasten hinterdrein! Danach schlagt die ganze Zimmerdecke ein und deckt das Dach darüber ab! Seine Vögel und Blumentöpfe schickt nach Hause, daß sie nicht erfrieren, denn die können nicht dafür! Desgleichen schickt bei der Kälte auch die sämtlichen Leute aus der Werkstatt nach Hause, mit vollem Lohn, so lange die Kur dauert, sie wird nicht lange dauern! Dann sperrt alle Tore in der Werkstatt weit auf und hängt sie an, daß sie los bleiben müssen! Dann laßt Spitz pünktlich jeden Morgen in dem Zimmer antreten, aber ohne seinen Mantel! Und daß ihm die Zeit nicht so lang wird, dafür laßt ihm sein Pfeifchen! Und dann sprecht mit dem Regimentskommandeur von den 78ern, die in der Stadt stehn, daß er Euch den Gefallen tut und im Interesse der Staatswerkstatt vor die offene Tür und Fenster einen Posten stellt, zwei Mann, die nicht von Pappe sind, die dem Verbrecher das Bajonett auf die Brust setzen und zustoßen, wenn er entweichen will. Dann laßt ihn so lange in dem Zimmer sitzen, bis er spürt, wie das tut, bis er sich auf sein Meisterstück in der Kocherei besinnt, bis er beichten will, daß er sowas früher nicht gekannt hat. Das wird keine sechs Wochen dauern und er wird zum Bewußtsein kommen über seine Arbeit, die er in der Kocherei getan hat.

Meiſterſtand

Wer iſt ein Meiſter? Das iſt eine kitzliche Frage. Ein Profeſſor beantwortet ſie wohl kurzweg mit den Worten: Wer keinen über ſich hat. Dabei hat er ſicher an berühmte Muſikanten, Maler, Bildhauer und ſo was alles gedacht. Damit hat aber der Meiſterſtand gar nichts zu ſchaffen. Ich will lieber ſchreiben, was die Meiſter ſelber davon ſagen.

Ich kriegte einmal mit noch einem andern den Auftrag, wir ſollten alte Eiſenbahnſchwellen auf dem Holzplatze herausſuchen, auf eine Lore laden und heranholen. Gleich neben dem Holzplatz ſteht die Pförtnerbude, an beiden entlang läuft ein Schienengleis, darauf ſtanden einige beladene Kohlenwagen und auf jedem Wagen waren zwei Mann, die warfen die Kohlen ab. In der Hoftür der Pförtnerbude ſtand der Platzmeiſter, und trieb die Leute zur Eile an, aber nicht unfreundlich. Sonſt war dort kein Kohlenplatz, aber dieſe Kohlen wurden an einem beſtimmten Tage in der Woche zum Selbſtkoſtenpreiſe an die Arbeiter abgegeben. Dabei war nun der Platzmeiſter allemal verlegen, weil das Gleis ſolange verſperrt war, bis die Kohlenwagen leer waren, und deswegen ſtand er die meiſte Zeit dabei und trieb zur Eile an.

Wir hatten grade wieder eine Schwelle auf die Lore getragen, als der Briefträger eilig durch die Pförtnerbude geſprungen kam, einen Brief in der Hand haltend. Er ſagte kurz Guten Morgen zum Platzmeiſter und ſprang weiter, aber nach drei Schritten hielt er ſchon an, denn die Wagen hinderten ihn, und er ſah nach rechts und links, wo er da am ſchnellſten drum herum käme. Da fragte ihn auch ſchon der Platzmeiſter mit ſeiner lauten Stimme, wie ſie einem Platzmeiſter von Rechtswegen zukommt: „Wo wollen Sie denn hin?“ Der Briefträger trat nun an den Platzmeiſter heran und ſah auf den Brief, den er in der Hand hielt, und ſagte recht artig: „Ach, kennen Sie wohl hier einen Meiſter ſo und ſo?“ „Wie?“ fragte der Platzmeiſter zurück. „So und ſo,“ ſagte der Briefträger noch einmal. „Nein, da kenne ich hier keinen, aber erlauben Sie einmal,“ — mit den Worten nahm er dem Briefträger den Brief aus der Hand, hob den Kopf hoch auf und rief: „He, hört einmal her.“ Sogleich hörten ſie alle auf, Kohlen abzuwerfen und ſahen alle den Platzmeiſter an. Dieſer ſah wieder auf den Brief in ſeiner Hand und rief: „Kennt einer von Euch hier einen Meiſter ſo und ſo hier auf dem Werke?“ Nach kurzem Beſinnen kamen ſie alle mit derſelben Antwort heraus: Ich nicht, ich auch nicht, den kenne ich nicht. Keiner kannte den Meiſter ſo und ſo, und alle fingen wieder an emſig Kohlen abzuwerfen. Der Platzmeiſter aber reichte dem Briefträger den Brief zurück, zuckte mit den Achſeln und ſagte: „Der exiſtiert hier nicht, ſonſt müßte ich den

auch kennen." Der Briefträger ſtand nun unſchlüſſig und verlegen mit ſeinem Briefe in der Hand neben dem Platzmeiſter und keiner ſagte mehr was. Da, mein Kamerad und ich, wir hatten uns ſchon umgewandt und wollte wieder an unſere Schwellen, da ſagte der eine Mann grade auf dem Wagen, wo der Meiſter und der Briefträger dicht dabei ſtanden: „Ich weiß wohl einen, der ſo heißt, aber ob ders iſt! Bei uns im Hauſe geht einer ins Quartier, der heißt ſo, aber ob ders iſt, das weiß ich nicht." Der Platzmeiſter und der Briefträger waren etwas zurückgetreten vom Wagen, um den Mann beſſer ſehn zu können, und der Briefträger fragte nun: „Heißt der ſo?" „Ja," lautete die Antwort, „aber ob ders iſt, das weiß ich nicht." Da fragte der Platzmeiſter: „Iſt der hier auf dem Werke?" „Ja," war die Antwort wieder, „aber ob ders iſt, das weiß ich nicht." „Wo iſt der denn?" fragte der Platzmeiſter weiter. Auf dieſe letzte Frage täte der Mann aber nicht antworten. Er hatte während ſeinem ganzen Berichte nicht ſtill gehalten, ſondern fortwährend geſchaufelt, das tat er auch jetzt mit aller Gewalt, als ob er nichts gehört hätte. Aber da ſteckte der Platzmeiſter ſeine Amtsmiene auf und rief hart und ſchnäuzig: „Na, wenn Sie mit dem Manne in einem Hauſe wohnen und wiſſen, daß er hier auf dem Werke iſt, dann werden Sie auch wohl wiſſen, wo; raus mit der Sprache, wo ſteckt der Mann?" Da aber richtete ſich der Gefragte in die Höhe, ſtellte die Schippe vor ſich hin und legte die rechte Hand oben auf den Schippenſtiel, und hielt

sich daran fest. Denn wenn man stundenlang geschaufelt hat, was das Zeug hält, dann ist das eine köstliche Ruhe für den Arm und das Kreuz, wenn man eine Minute so stehn kann. Und fast eben so schnauzig, wie der Platzmeister gefragt hatte, klang nun die Antwort vom Wagen runter: „Im Kesselhause zwei; aber ob das der Mann ist, das weiß ich nicht!" „Na ja, da haben wirn ja schon," sagte der Platzmeister, dann fragte er mit seiner lauten, aber wieder ganz natürlichen Stimme zum Wagen hinauf: „Was macht er denn im Kesselhause zwei?" Die Antwort lautete: „Er ist da im Aschenkanal und schiebt Asche heraus; aber ob das der ist, das weiß ich nicht." Einen Augenblick lang schwieg alles still, bis der Briefträger nach einem Weilchen anfing und sagte: „Der Name stimmt also, da möchte ich doch einmal hingehn; Kesselhaus zwei, wo ist das?" „Ich will Ihnen Bescheid sagen," sagte da der Platzmeister, „kommen Sie einmal mit." Da faßte der Mann auf dem Wagen seine Schippe wieder mit beiden Händen und warf wieder Kohlen ab, und der Platzmeister zeigte dem Briefträger, wo er gehen müßte, und ging dann einen andern Weg.

Nach einer Weile kam er wieder gelaufen und stieg gleich auf den Puffer des nächsten Wagens und sah hinein. „Na, Ihr habt sie ja bald runter," rief er über die Wagen hinweg, „nun macht bloß, daß wir hier wegkommen!" Dann sprang er vom Puffer wieder herunter und stellte sich wieder in die Tür des Portierhauses, weil er da etwas hoch stand, und

guckte uns beiden eine Weile zu, wie wir uns mit den Schwellen herumbalgten, die wir unter Balken und Bohlen vorſuchen mußten. Da kam mit einem Male der Briefträger zurück, wieder ſo eilig, wie vorher. Dabei hatte er den Kopf ganz nach vorn überhängen, das Kinn auf der Bruſt, ſo daß man ihm nicht ins Geſicht ſehen konnte. Der Platzmeiſter ging aus der Tür heraus und ihm ein paar Schritt entgegen. „Na, gefunden?“ fragte er. „Ja,“ erwiderte der Briefträger kaum hörbar und ohne aufzublicken, und wollte ſchon vorbei, aber da vertrat ihm der Platzmeiſter den Weg und rief: „Na, wars denn recht? Sind Sie den Brief los?“ Da mußte der Briefträger doch den Kopf aufheben, und man konnte ſehen, was er hatte verbergen wollen, nämlich daß er übers ganze Geſicht lachte. „Ja, es war recht,“ ſagte er laut und luſtig. Da machte der Platzmeiſter einen mächtigen Satz nach rückwärts, daß der Briefträger, der grade hinter ihm durchwollte, beinah zu Falle kam; das tat er aber deswegen, daß ihn ſeine Leute von dem Wagen herab beſſer ſehn ſollten, und da rief er mit einer wahren Löwenſtimme: „Das weiß der liebe Himmel, heutzutage ſind ſie alle Meiſter, wenn ſie auch bloß Schubkarre fahren.“

New York Public Library CENTRAL CIRCULATING DEPARTMENT

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Die Ausgewiesene .. ..

Im Hospital zu Kempen .. .. .. [illegible]

Die beiden Lache .. .. 3[illegible]

Der deutsche Hermann 46

Beim Bau des Stahlwerks 54

Zwei Blaumacher 92

Bleichers Begräbnis 96

Levi und Ahlwardt 110

Der Schlachter 119

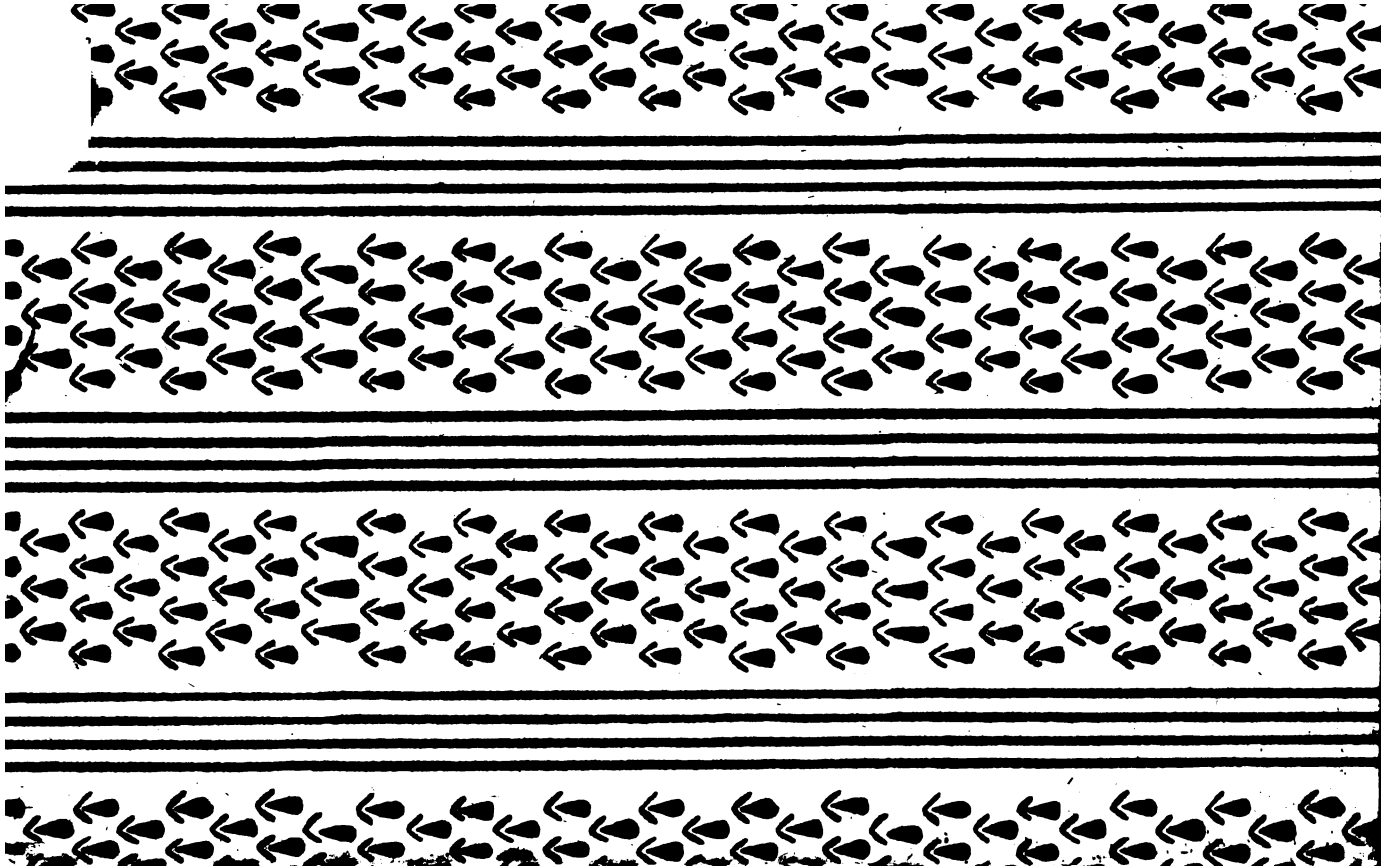
Ein Werkmeister 126

Meisterstand 139

CENTRAL COLLECTION

CENTRAL COLLECTION

Druck von Hermann Costenoble in Jena.



G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK